

Suballines

philosophieren von unten

#2

der fisch fängt vom

kopf zu stinken an



A queer reviewed journal. Erscheint bei Bedarf. Kostet nix.

Philosophieren von unten

A liquid Manifesto

Was ist Philosophieren von unten und warum bejahen wir es unbedingt?

Philosophieren von unten ist affektiv, körperlich, prekär, rhizomatisch, kynisch, wild, weiblich, lustvoll, poetisch, prosaisch, horizontal, performativ, kämpferisch, zärtlich, ab- und untergründig, sublim, gefährlich, erotisierend, sexy, anziehend, abstoßend, sensibel, roh und rau, rhythmisch, ausgedehnt, unvorteilhaft, kraftvoll. Und noch viel mehr.

Philosophieren von unten heißt das Philosophieren nicht allein den Köpfen und Stühlen der „Akademia“ zu überlassen sondern es überall dort geschehen und ankommen zu lassen wo es wuchert, notwendig und anstößig wird, ins Leben gerufen wird, wo es Unwucht in die Wucht der Wissenschaftsbetriebe bringt.

Philosophieren von unten will endlich und unendlich wieder die Lust am Schreiben und Denken befreien!

Philosophieren von unten soll die Territorien des Denkens nicht kolonialisieren sondern wiederentdecken, befreien, ernst nehmen, gießen, wachsen und gedeihen lassen, die Kraftfelder des Denkens freilegen, in denen etwas entsteht, ungeplant und stürmisch und schleichend und Ausdruck annehmend, Schrift werden will.

Philosophieren von unten will eine neue Gemeinschaft, die keine „Gemeinschaft“ ist, eine neue Politik, die keine „Politik“ ist, eine neue Ökonomie, die keine „Ökonomie“ ist.

Philosophieren von unten muss unabhängig sein von Verlagen, Auflagen und Verkaufszahlen. Keine Anträge mehr! Es sei denn dem Denken einen Antrag machen!

Philosophieren von unten gibt dem Begehren zu Denken bedingungslos Raum.

Was tun?

Philosophiert von unten, gründet Bewegungen, werdet Welt ...
turn IT on!

Aktionskollektiv Philosophieren von unten = AKPhu

Inhalt

- 5 Manifestation 02
Der Fisch fängt vom Kopf zu stinken an
- 7 „Auswurf, Abfall, Abhub“: Prolos
Peter Kaiser
- 13 *Don't put up a brave front!*
Fragmente queerer Anarchien am Rand, an der Grenze,
im Zwischen
Esther Hutfless und Elisabeth Schäfer
- 19 when we didn't meet - LONDON scripts I, #4a
Bernadette Anzengruber
- 21 ... the fish truck that loads ...
Markus Mittmansgruber
- 25 Gleichfreiheit: Reality Check zum Stand der Demokratie
Jan Bruckschwaiger und Alexandra König
- 31 when we didn't meet - LONDON scripts I, #6
- 33 Philosophisches Wörterbuchwerkzeugkastenlexikon
- 35 ZEICHEN DEUTEN. Truth transcends the Story
Mikki Muhr
- 41 Realtime Gendering und queeres Physizieren
Tanja Traxler
- 43 „Allerwelts-Bücher sind immer übelriechend“
oder Wie man von unten philosophiert
Dominik Zechner
- 48 when we didn't meet - LONDON scripts I, #8
- 49 Rats desert a sinking ship
Simone Borghi
- 51 Riechen, Wittern, Spüren. Anmutungen, Vermutungen
Bernd Bösel
- 56 Unser Refrain, Prolog (Komposition aus: Zona)
Michael Poetschko
- 59 Punk's not dead! - Über Philosophie
Hans Stauffacher
- 65 Monstrosität, Zusammenbruch
Apropos „Johann Holtrop“ von Rainald Goetz
Sandra Lehmann
- 71 Impressum

Manifestation 02

Der Fisch fängt vom Kopf zu stinken an

Ein Gestank geht um. Smells to heaven. Finanzdebakel, Korruptionsskandale, Rettungsschirme, CO2-Bilanzen, Schuldenkrise, globalisiertes Kapital, die Ausbeutung des Südens durch den Norden und des Ostens durch den Westen. Es gilt keine Unschuldsvermutung. Für nichts und niemanden.

Gewöhnlich denken wir die Dinge mit Anfang und Ende, Oben und Unten, Vorne und Hinten. Aber nicht alle diese Koordinaten haben den gleichen Wert. Warum? Oben ist transzendenter als Unten; Unten ist dunkler als Oben. Anfang ist frischer als Ende, Ende ist grausamer als Anfang. Vorne ist zugänglicher als hinten, von hinten ist es verruchter als von vorn. Das Über-Ich liegt über dem Ich, das Ich über dem Es. Das vorbildliche Skandinavien ist oben, das verluderte Griechenland unten. Während wir im Norden hart arbeiten, wird im Süden gefaulenzt ... Woher kommen diese Vektoren und Vertikalen der Macht? Woher dieser Drang nach Ordnung und Hierarchie? Woher diese Präferenz für den Anfang, für das Oben, für die Front?

„Der Fisch fängt vom Kopf zu stinken an.“ Ein Wort, das schon auf der attischen Agora gewechselt wurde. Es hat Jahrtausende auf dem Buckel. Hat Jahrtausende wahr gesprochen. Wahr? Ein Sprichwort spricht wahr, weil es sich mit der Mehrheit verträgt, weil es den majoritären Sinn zementiert, weil es in der Mitte des Volkes wohnt, kurzum, weil es den Gemein- und Gemeinschaftssinn vertritt. Verstehen wir die Philosophie als die Anwältin des Minoritären, scheint es also unmöglich, kraft eines Sprichworts zu philosophieren. Doch eben das wollen wir hier versuchen: Gerade weil Sprichworte scheinbar uneinnehmbare Bastionen der Sprache und des Sprechens darstellen, weil sie dem Hausverstand ein Obdach sind, weil sie sich nicht selbst dekonstruieren, müssen wir uns ihnen ausliefern, müssen wir uns an sie wagen, ihre Ideologie entlarven. Müssen wir den Fisch auf den Rücken legen - oder auf die Flossen stellen.

Und uns der widerlichsten Frage aussetzen: Ist der Geist (griech. *pneuma*) nur das Medium des Gestanks - oder kann er selber zu stinken anfangen?

„Auswurf, Abfall, Abhub“: Prolos

Peter Kaiser

Wenn es oben, droben, häuptlings bei den Häuptlingen zu stinken anfängt, dann wird unten die Nase gerümpft. Nicht immer kommt das ungelegen. Neuer Gestank wirkt auch wie frischer Wind, der die Ausdünstungen der Tribes verweht, vom eigenen Milieu-Mief ablenkt. Wie Ressentiment-verstopft die eigene Rotznase der Gewohnheiten bisweilen sein mag, verspürte ich bei der Lektüre von Owen Jones' schwungvoller Apologie der Arbeiterklasse „Prolls“. Auch weil Philosophieren von unten aus der überdurchschnittlich gebildeten Mitte (wie prekär die individuellen Lebensentwürfe samt Selbstverwirklichungsansprüchen auch sein mögen) schreibt und spricht, so vieles sein kann und will, vielleicht Anrühiges unter die Nasen reibt, juckt und beißt, bejaht und heißt, eines aber mit Sicherheit nicht ist: prollig bzw. schön österreichisch gesprochen: prolo.

Jones möchte zeigen, „dass Proll-Verachtung kein isoliertes Phänomen ist. Sie ist das Produkt einer gespaltenen Gesellschaft.“¹ Die „Dämonisierung der Arbeiterklasse“ mag im Speziellen „das Erbe eines sehr britischen Klassenkampfes“ sein. Sie weist aber genügend Aspekte auf, die sich bedenkllicherweise auch ohne Thatcherismus und Summer Riots auf hiesige Verhältnisse übertragen lassen. „Armut und Arbeitslosigkeit sollten nicht mehr als soziales Problem gelten, sondern als moralisches Fehlverhalten von Einzelnen. Wer sich nur bemüht, wird schon Erfolg haben, lautete die große Lüge. ... Unten ist, wer dumm, faul und unmoralisch ist.“² Zur neoliberalen Ideologie gehört auch eine „neue liberale Borniertheit“: „Liberale rechtfertigen ihre Borniertheit gegenüber einer Gruppe mit deren eigener vermeintlicher Borniertheit.“³

„Wir alle kennen das. Man ist unter sich, und plötzlich lässt jemand eine ungeheuerliche Bemerkung fallen. ... Irgendwann versuchte der Gastgeber, mit einem kleinen Witz die Stimmung aufzuheitern. ‚Ist doch schlimm, dass Woolworth zumacht. Wo kaufen jetzt die ganzen Prolls ihre Weihnachtsgeschenke?‘ Er würde sich nie für einen Spießler halten. Auch die anderen nicht, waren sie doch alle gebildet, weltoffen, bürgerlich. Mehr als eine Hautfarbe war am Tisch vertreten. Es waren genauso viele Männer wie Frauen da, und nicht jeder war hetero. Politisch hätten sie sich alle als linksliberal bezeichnet. Sich für elitär zu halten, lag ihnen fern. Wenn ein Neuer mit einem Wort wie ‚Kümmeltürke‘ oder ‚Schwuchtel‘ um sich geworfen hätte, wäre er ziemlich schnell rausgeflogen. Aber ein Witz über Prolls im Billigladen störte keinen. Im Gegenteil: Alle lachten. Wohl keiner wusste, dass das englische Wort für ‚Prolls‘, ‚chavs‘, von ‚chavi‘ kommt, was auf Romani ‚Kind‘ heißt.“⁴

Um der eigenen linksliberalen Borniertheit auf die Sprünge zu helfen, erlaube ich mir einen kleinen autobiographischen Rückblick auf jugendkulturell geprägtes *Othering*: Wir (damit vereinnahmte) waren Punk, nicht prolo. Dass sich das in vielerlei Spielarten nicht ausschloss, war uns Fanzines lesend klar, hatte aber wenig mit unserem burgenländischen Sozialraum, jenseits großstädtischer Fußgängerschnorrerzonen zu tun. Musikalisch hieß das allerdings gezielt, Dead Kennedys, Black Flag, Bad Religion, Crass statt The Exploited, Die Toten Hosen, Pöbel und Gesocks cool zu finden.

Der größte Unterschied zu der von uns als Prolos abwertend bezeichneten Mehrheit der Gleichaltrigen bestand in den Bildungswegen, nicht in der Einkommensschere des Elternhauses: Gymnasium oder HAK statt Hauptschule und Lehre. Denn was das Finanzielle betraf, so hatten sich die Schichtungsverhältnisse von Mitte und Unten oftmals umgekehrt. Wir besoffen uns mit dem, was das Taschengeld hergab, billig im Park. Manche Prolos protzten und verprassten die Lehrlingsentschädigung eines ganzen Monats an einem Wochenende in der Dorfdisco. Ähnlich war man sich also zähneknirschend eingestanden in der Akzeptanz der hegemonial verfügbaren Rauschkultur, im Wein- und Bierkonsum. Wählerischer wurde es beim Besuch dazu geeigneter Locations - schwierig am Lande, doch Wien war nicht weit. Und richtig konsumkritisch ging's beim Einkauf von Tonträgern und Bandshirts zur Sache. Mit Style und coolem Wissen von den durchschnittlichen Schul-/Klassenkameraden und Prolos sich gleichermaßen abgrenzend, (miss-)verstanden wir uns „elitär“, weil wir minoritär waren.⁵

Anfang der 90er, knapp vor dem MTV/Grunge-Overkill (Kommerz! Kommerz!), bevor der Mainstream der Minderheiten zum „Alternative Mainstream“ answoll und sämtliche Demarkationslinien zwischen Indie und Major, Underground und Mainstream verschwammen, war ironisches Zwinkern in die Welt zwischen Guns'n'Roses und Metallica selten eine Option. Unsere musikalischen, subkulturellen Scheuklappen waren so eng wie die Jeans der „Beidlmattn-“ aka Vokuhila-Träger samt ihren weißen Turnschuhen (nicht: Sneakers) und Cowboystiefeln (nicht: Boots). Umso lockerer neigten deren Hände zu Greiflichkeiten, denen möglichst auszuweichen keine Schande war. Prügeln tun sich eben Prolos. Hörten wir Metal, dann von der „extrem deformierten“ Death Metal-Schlagseite. Verwesungsgeruch der englischen Carcass und beißender Gestank aus Wiener Kellern (Pungent Stench) röchelte synästhetisiert in unsere Ohren und machte uns glauben, damit schneller trocken hinter diesen zu werden. Keine Lust auf Distinktionsverlust. Achtung Baby (bzw. genau NICHT die Bono-Schiene fahren)! Zu viele Stinos (ein uns fremder Ausdruck für Stinknormale aller Generationen) und Prolos in dieser Szene. Und überhaupt zu viele ...

Lieber unter sich bleiben. Wenn das mal keine hervorragende Voraussetzung für ein Philosophiestudium gewesen sein sollte.⁶

Mit Punk kamen die Anarcho-Slogans und ein bisschen Marx, mit Metal der Antichrist [und] Nietzsche. Älter werden durfte bedeuten, dass sich jugendkulturelles Distinktionsverhalten auch zu hoch- und subkulturellem Snobismus verfestigte. Ich weiß, ich weiß, was du nicht weißt. Klugscheißerisch blieb der Unterschied zwischen positiv besetztem „Proletarier“ versus abwertendem „Proleten“ vulgo Prolo unhinterfragt.⁷ Offenbar generationsübergreifend, frage lifestylekompatible Bobos und Hipster deines Vertrauens (oder schon deine Kinder).

Der Typologisierung einer aktuellen Studie zufolge waren wir „protestbewegungsorientiert“, die Prolos in Trainingshosen dagegen „Engagement-Verweigerer“: „Mit demonstrativ vorgebrachter Konsumkritik, wie sie für Protestbewegungsorientierte charakteristisch ist, kann man hier wenig anfangen. Was im Lifestylebereich darüber hinaus auffällt, ist die überdurchschnittlich hohe Bedeutung der Fitness-Szene in der Gruppe der Verweigerer: Es dominiert das Bild der solariengebräunten Fitnesscenter-NutzerInnen ..., dem die protestbewegungsorientierte Jugend generell mit großer Distanz begegnet.“⁸

In den damaligen großkoalitionären Zeiten konnte man tatsächlich den Eindruck bekommen, dass die von Jones zu Recht kritisierte Ideologie, wir seien jetzt alle Mittelschicht, sich materialisiert hatte. Es ging offenbar nur um bloße Lifestyle-Entscheidungen, jugendkulturell motivierte ästhetische Differenzen. Doch der Übergang von Vorlieben zu Vorurteilen, von Klischees zu Klassenressentiments, zwischen DistinktionsgewinnerInnen und ModernisierungsverliererInnen, ist fließend und ebenso wenig harmlos, wie „Niggaz“ aus weißen und „Bitches“ aus männlichen Mäulern gerülpt.

„Verteidiger des Wortes ‚Proll‘ behaupten, dass es Arbeiter nicht dämonisiere. Es beziehe sich nur auf asoziale Hooligans und Schläger. Das stimmt wohl nicht. Erst einmal ist völlig klar, dass es nur gegen Angehörige der Arbeiterschicht gerichtet ist. Als das Wort ‚chav‘ 2005 zum ersten Mal in einem Wörterbuch auftauchte, lautete die Definition: ‚ein junger Angehöriger der Arbeiterschicht, der Sport- und Freizeitkleidung trägt.‘ Seitdem hat sich die Bedeutung deutlich erweitert. Angeblich ist es die Abkürzung für ‚Council Housed and Violent‘, also ‚wohnt in einer Sozialwohnung und ist gewalttätig.‘“⁹ Wenn Jones aber konstatiert: „Der Proll-Hass wird auch untermauert durch die Schauer Geschichte, die alte anständige Arbeiterklasse sei verschwunden, nur ein amoralischer Rumpf sei übrig.“¹⁰ – dann ist hinzuzufügen, dass dies durchaus auch einer linken Tradition geschuldet ist. Reaktionäre Umtriebigkeit und Käuflichkeit, fehlender revolutionärer Elan bedeutete Solidaritätsaufkündigung. Marx zählte allerdings nicht nur „Proto-Prolos“ zu den Asozialen des Lumpenproletariats – „diesem Auswurf, Abfall, Abhub aller Klassen“: „Neben zerrütteten Roués [Wüstlingen] mit zweideutigen Subsistenzmitteln und von zweideutiger Herkunft, neben verkommenen und abenteuernden Ablegern der

Bourgeoisie, Vagabunden, entlassene Soldaten, entlassene Zucht-
haussträflinge, entlaufene Galeerensklaven, Gauner, Gaukler,
Lazzaroni, Taschendiebe, Taschenspieler, Spieler, Maquereaus
[Zuhälter], Bordellhalter, Lastträger, Literaten, Orgeldreher,
Lumpensammler, Scherenschleifer, Kesselflicker, Bettler, kurz,
die ganze unbestimmte, aufgelöste, hin- und hergeworfene Masse,
die die Franzosen la bohème [!] nennen ...¹¹

Oh ja, diese Lumpen haben schon ein Talent, es sich auch mit
den Intellektuellen zu verschmerzen. „Man sieht es ja im Super-
markt, im Bus und immer öfter auch auf der Straße, immer mehr
tätowierte, laute, lallende Prolls mit widerwärtigen Gören im
Gefolge, für die es nicht mal die einfachsten Höflichkeitsregeln
gibt ... Sie haben keine Werte, keine Moral und ihre Dummheit
ist einfach hoffnungslos.“¹² Sozialen Aufstieg erarbeiten sie
sich nicht fleißig durch Aus-/Bildung, sondern kompensieren Am-
bitionsarmut mit „Thug Life“ Gangsta-Phantasien. Sie sind sel-
ten „da wo oben ist“¹³, wissen aber auf dem (imaginierten) Weg
dorthin kräftig in den Unterleib des Mittelstandes auszuteilen
- egal wie holprig die Battle-„Steroid Raps“ der „Mukke aus der
Unterschicht“ representen und dissen: „Lach mich aus, weil ich
nicht so gebildet bin, dafür fick ich Fotzen, die so krass ein-
gebildet sind.“¹⁴

Voll der Proll und stolz darauf. Das mit medial verstärkter
Häme von Boulevard bis öffentlich Rechtlichen heimzuzahlen,
macht richtig Spaß: in „Alltagsgeschichten“ vom „Saturday Night
Fever“ der „Unteren 10.000“. Selten so gelacht. Oder doch zu
sehr fremdgeschämt? Den herablassenden Blick nach unten zu kul-
tivieren, war eine der einfacheren Übungen, die sich die Bour-
geoisie von der Aristokratie abschaute. „Wer über die giftigen
Kolumnen schmunzelt, muss wissen, dass er sich an der Verach-
tung für die weniger Glücklichen berauscht. Heute können sich
die medialen Klassenkämpfer ihre unverhohlenen Attacken er-
lauben und Arbeiter als dumm, faul, rassistisch, sexbesessen,
dreckig und saumäßig angezogen karikieren. ... Proll-Hass ist
unter privilegierten Jugendlichen zum Modetrend geworden. An
Universitäten wie Oxford feiern Mittelschicht-Studenten ‚Proll-
Partys‘, für die sie sich entsprechend anziehen. Einer der pri-
vilegiertesten jungen Männer des Landes feierte mit: Prinz Wil-
liam.“¹⁵ Und wo geht's hier zur nächsten *Bad Taste*-Party, Oida?

Womit wichtige - auch jugendkulturell verstärkte - Hauptmotive
für Abneigung bis Hass auf Lebensstil, Umgangsformen und Werte
der Prolos benannt wären. Nicht genug, dass sie sich „peinlich“
gebärden und aussehen; nicht zuletzt aufgrund ihrer Bildungs-
ferne stehen sie unter Generalverdacht, rassistisch, sexis-
tisch, homo-, trans- und xenophob zu sein, sich selbst und an-
deren sozialbetrügerisch, schmarotzend im Wege zu stehen, ihren
politischen AusbeuterInnen und medialen VerächtlichmacherInnen
in die Hände zu spielen - und das nicht einmal zu checken. *Dop-
pelt* entfremdet ist *einfach* scheiße!

Sollten sie selbst Migrationshintergrund haben, dann sind sie sicherlich ultranationalistisch, superpatriarchalisch und religiös fundamentalistisch eingestellt. Sind sie „einfach“ weiß, männlich, „autochthon österreichisch“, haben sie nicht einmal mehr traditionelle Prägungen als Verständnisbonus ihres phallogozentrischen Gehabens zu erwarten.

Es sei denn, ja es sei denn, sie begegnen uns ein wenig offensichtlicher als das, was sich in den letzten Jahren zu einem der beliebtesten Schimpfwörter unter Jugendlichen gemauert hat: als „Opfer“; in juristischen, medizinischen, pädagogischen, sozialarbeiterischen Kontexten, marginalisiert als Versehrte, Suchtkranke, Obdachlose, vor Gericht und in der Bewährungshilfe, zwischen Jugend- und Krisenzentren, bei der Lernhilfe und in psychosozialen Einrichtungen etc.

„Dealer, Diebe, Messerstecher. Nicht jeder Prolo ist Verbrecher.“¹⁶ Und natürlich war und ist nicht jeder Prolo rechts. Aber die (auch selbst deklarierten) Rechten, die uns seinerzeit pubertierend begegneten, waren eindeutig Prolos. Keine schmissigen Schnösel (die bekamen wir erst an den Unis zu Gesicht), sondern böhse Buben, die mit ihren Stammtisch-Onkelz den politischen Aufstieg der Haider-FPÖ mitverursachten. Klare Feindbilder unserer diffusen linken Haltung also.

„Anders als partizipationsorientierte WutbürgerInnen oder linke Quergeister suchen sie sich ‚Stellvertreter‘, die Protest am politischen Status-quo quasi für sie erledigen. Und sie finden diese häufig in Protagonisten des Rechtspopulismus, die ihnen das Gefühl geben, Probleme, mit denen sie sich im Alltag konfrontiert sehen, gegen die sie jedoch nicht selbst angehen können und wollen, auf der großen Bühne der Politik zum Thema zu machen (wie die Geschichte und auch die Gegenwart zeigen, ist dies ein geradezu typischer Mechanismus für die Mobilisierung Jugendlicher von rechts).“¹⁷

Dennoch: Ebenso wie orthodox marxistische Erklärungsmuster die vielfältigen Über-/Lebensstrategien und – auch politisch relevant werden könnenden – subversiven Potentiale der unter „Lumpenproletariat/la bohème“ Subsumierten nivelliert haben, so drohen inflationäre Prolo-Zuschreibungen sich zu gefährlichen Klassenpauschalisierungen auszuwachsen. Selbstverständlich geht es gerade nicht darum, die – in allen Klassen und Gesellschaftsschichten – zweifellos vorhandenen „bösen multiplen Ismen“ klein zu reden oder gar zu negieren. Ganz im Gegenteil gilt es, die eigenen möglicherweise mitschwingenden Ressentiments ebenso scharf wie jene im Auge zu behalten, zu benennen und zu dekonstruieren. Von oben und von unten. Nach unten und nach oben. „All you filthy idle rich, you bet I’m prejudiced. I got class ... resentment.“¹⁸

Anmerkungen

- 1 Owen Jones, Prolls. Die Dämonisierung der Arbeiterklasse, Mainz 2012, S. 39.
- 2 Ebd. S. 13f.
- 3 Ebd. S. 146.
- 4 Ebd. S. 31.
- 5 Richtiger lautet/e es einfach: „Nicht elitär, sondern minoritär.“ Martin Büsser, Music is My Boyfriend, Texte 1990-2010, Mainz 2011, S. 9.
- 6 Dass es auch eine gute Voraussetzung für meine Tätigkeiten in der außerschulischen Jugendarbeit sein sollte, die mir vielfältige differenzierte Sichtweisen ermöglichte, stellte sich erst später heraus.
- 7 Das weibliche Pendant zu dem Prolo ist umgangssprachlich vielmehr die „Prolo-Tussi“ als die „Proletin“ oder die „Prolette“.
- 8 Beate Großegger, „Wo sind die jungen WutbürgerInnen? Auf den Spuren protestbewegungsorientierter Jugendlicher der 2010er Jahre“, Institut für Jugendkulturforschung, Wien 2012, S. 7.
- 9 Jones 2012, S. 37. Ob und wie drastisch diffamierend sich die Konnotationen von „Proll“ und „Prolo“ hierzulande verschoben haben, müsste gesondert untersucht werden.
- 10 Ebd. S. 148.
- 11 Karl Marx, Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, MEW 8, Berlin/DDR 1960, S. 160f.
- 12 Jones zitiert einen Zeitungskommentar, S. 36.
- 13 Kinderzimmer Productions, „Wir sind da wo oben ist“, Virgin Records 2002.
- 14 Kay One, „Style & das Geld“ auf: „Kenneth allein zu Haus“, ersguterjunge/Sony Records 2010.
- 15 Jones 2012, S. 149. Dass es auch anders geht, ohne in Kitsch und Sozialromantik unterzugehen, zeigte wieder mal Ken Loach mit „The Angel’s Share“: Mitlachen statt auslachen!
- 16 In Abwandlung eines treffenden Slogans des Flüchtlingsprojekts Ute Bock.
- 17 Großegger 2012, S. 9.
- 18 ALL, „Roir“, auf: „Problematic“, Epitaph Records 2000.

Don't put up a brave front!

Fragmente queerer Anarchien am Rand, an der Grenze, im Zwischen

Esther Hutfless und Elisabeth Schäfer

Es ist eine schlaflos wachende Welt. Wir sagen, sie pulsiert. Isn't this fishy?!

Die Städte leuchten, alle - Horizonte verlieren ihre Bedeutungen vor gigantisch strahlenden Skylines; dort stehen die großen Werte, Marktwerte, Und-noch-mehr-Werte; aufgeladen mit ausschweifenden Phantasien; wir verspekulieren uns mit der Unmöglichkeit des Kapitals, weil wir sie für seine Möglichkeit halten.

Wir finden schwer ein Ende, vom Anfang wollen wir gar nicht sprechen; wir arbeiten, wir investieren und kapitalisieren, wir beantragen, erfinden und speichern, wir prosperieren und privatisieren, wir verlinken und vernetzen, wir posten, networken und keuchen, wir sind online, wir prokrastinieren, bilden Rettungsgassen und -schirme. Wir arbeiten, auch wenn es keine Arbeit (mehr) gibt. Wir verausgaben uns permanent. Die Ausgaben sind immens.

Wir erschöpfen und verzehren uns. Es ist eine schlaflos wachende Welt. Wir sagen, sie pulsiert. Wie ein lebendiger Körper?! Isn't this fishy?!

Ài Wèiwèi steht mit der Gasmasken in China. Keine Luft. Keine Lust. Aber viel Lärm und Gestank. „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.“¹

Es ist eine schlaflos wachende Welt. Aber pulsiert sie?! Atmet?! Wie ein Hase?! Der Brustkorb hebt und senkt sich. Im Zeitraffer sieht der Prozess der Verwesung dem des Lebens zum Verwechseln ähnlich.²

Der Fisch fängt vom Kopf zu stinken an ...

... oder stinkt er doch vom Schwanz?! Die Tranchier-Werkzeuge zur Hand. Ein Hieb. Ein Stich. Ein Schnitt. Stück für Stück trennen wir das Genießbare vom Fauligen. Es besteht Ansteckungsgefahr. Einsperren oder Aussperren. Keine Durchlässigkeit. Amputiert wird gerne. Mit der Säge oder den Grenzzäunen. Mit Asylkarten und Stacheldraht. Wer setzt wo seinen oder ihren Fuß auf den Boden - *dry foot or wet foot policies*³, wer darf mit welchen Füßen wo bleiben, weitergehen und ist am neuen Ort mit wem in Kontakt, in welcher Gemeinschaft - wie lauten hier die Richtungen: *back to blood*⁴?!

Eine Welt in Tranchen, in mundgerechten Happen. Schwanz und Kopf gesteuert. Phallisch und zephal. Steiff und fest. Bleib wo Du bist! Oder: Werde wie wir! Wenn Du gehst, wenn Du kommst, wenn Du aus- ein- und durchwanderst, wenn Du vor Italien er-trinkst ... Meere, Seen und Flüsse, Wüsten und Wälder, Berge - elementare Umgebung - Luftraum: Betreten auf eigene Gefahr! Border-Management sagt der Fachjargon, geordnete Migration: „INNEN.SICHER“.⁵

„Genau. Tatsächlich sind wir ein Teil der Wirklichkeit, und wenn wir das nicht erkennen sind wir völlig verantwortungslos. Wir sind produktive Wirklichkeit. Wir sind die Wirklichkeit, aber dieser Teil der Wirklichkeit bedeutet, dass wir eine andere Wirklichkeit erzeugen müssen.“⁶
Schuhe aus! Denken findet ab jetzt barfuß statt! *Barefoot policies!* Waten wir durchs Wasser, gehen wir über den scharfen, spitzen und steinigen Sand, fliegen wir, und schlängeln wir uns durchs Dickicht; und denken, schaffen wir neue Grenzen; denken, schaffen wir eine Zone, die wir auch berühren können, ohne dabei zu sterben: Grenzen, die nicht mehr das Ende sind und bringen sondern die Möglichkeit eines Anfangs! *Don't put up a brave front!*

Denken wir die Dinge ohne Kopf und ohne Schwanz. Den Corpus und die Anarchie. Diese Schwärmereien und wilden Phantasien. Eine Anarchie, deren Vitalität sich nicht aus dem Ideologisch-Geistigen speist oder aus der Allmacht des sich selbst transzendierenden Subjekts. Denken wir polymorph perverse Kräfte, die sich nicht im Haupt- Phallus- und Grenzprimat verdichten, die nichts errichten, die nichts normieren und kontrollieren. Denken wir offene Körper und offene Räume. Eine andere Vernetzung. Einen anderen Kontakt, der nicht Verdrängung bedeutet. Eine andere Kastration. Azephallisch. Ohne Zentrum. Ohne Wachturm. Ohne Oben und Unten. Ohne Außen und Innen. Ohne Ohne.

In sekreten Höhlungen könnte man sich verlieren. Aber vielleicht würden uns auch Flügel wachsen oder Schwimmhäute zwischen den Zehen ...

Reißen wir die Grenzen nieder, die wir in konzentrischen Kreisen um uns aufgerichtet haben! Staats-, Unions-, Kontinentalgrenzen. Sogar Körpergrenzen; gesetzt durch Markierungen, Vermessungen und Dispositive.

Hören wir auf zu gehorchen! Riskieren wir die Entitäten des immer selben, dekonstruieren wir die Identitäten, die immer Identitäten gegen ... sind.
Grenzüberschreitungen dürfen nicht mehr verboten sein!

Geben wir der Anarchie eine ontologische Möglichkeit! Machen wir die Anarchie nicht zur Sache des Seinen, Einen, Meinen und

Einzigem! Lassen wir sie dem Sein die Stirn bieten, machen wir sie zur Sache des Seins, zur Sache von allen oder keinen, zur Sache radikaler Adressierungen, vielfältiger und ungezügelter, ungezügelter Ansprüche. Denken wir die Abwesenheit von Herrschaft - aber keineswegs die einer Kraft, vielleicht sogar Macht.

Arché ohne Archonten - oder arché neben, mit, rund um, zwischen, durch, außer- oder unterhalb der Wohnsitze - durchquerend die Wohnsitze jener Archonten, die die herrschenden Beamten sind, die Bürokraten, die Verwalter der Ordnungen, denen man - wie Derrida uns erinnert - zugleich „das Recht und die Kompetenz der Auslegung“ zuerkannte und immer noch zuerkennt, „die Macht, die Archive zu interpretieren“. Alle Archive, auch die, in denen die Impressionen zur Frage verzeichnet sind: Wie zusammen leben? Diese „Überkreuzung des Topologischen und Nomologischen“ ist charakteristisch für die archontische Aufgabe. Zudem vereint die archontische Macht „auch die Funktionen der Vereinheitlichung, der Identifikation und der Einordnung“ und übt „im Versammeln der Zeichen“ „Konsignationsmacht“ aus - mit einer schwerwiegenden Folge: „Die Konsignation strebt an, ein einziges Korpus zu einem System oder zu einer Synchronie zusammenzufügen, in dem alle Elemente die Einheit einer idealen Konfiguration bilden.“⁷ „Kein Archiv ohne die eingerichtete Verräumlichung eines Ortes des Eindrucks“⁸.

Ort des Eindrucks: Da sind wir, das ist auch Staat, Nationalstaat, genauer: Territorium, eingegrenzt, umgrenzt, umzäunt, verschlossen, zu kartographierender Landstrich, auch einzelner Organismus - mit Kopf, der organisiert, und Schwanz, der wedelt, also Gefühle zeigt, oder ähnliches, dazwischen Rumpf, oder der Rest, Behälter für Organe, genauer: die gehorchenden, ausführenden Abteilungen, et cetera.

Der Fisch fängt, so sagen wir, vom Kopf zu stinken an. Denken wir also keine arché der Archonten. Arché, das heißt, Kraft, die ins Werden ruft - Anfang -, aber auch Herrschaft. Denken wir eine wilde, queere arché; eine Kraft der Überschreitung, des Ausuferns, des Werdens, eine unerhört unbändige Kraft, die nicht konserviert und organisiert, die nichts verwaltet, eine Kraft, die nicht allein aus dem schöpft, was es schon gibt. Queere arché, das meint Schöpfung ohne Verleugnung, die Kraft der Geschichte eine neue Zukunft zu geben, im Sinne von an-arché, das heißt: Kraft, die sich nicht restlos instrumentalisieren, kontrollieren, bündeln und ordnen lässt: Unverfügbarkeit: Die Anerkennung des Lebendigen als sich entziehende Kraft: *Anarchy of becoming*.

Die radikale Unverfügbarkeit dieser Kraft lässt sie kontinuierlich frei vagabundieren, die Institutionen und Organe durchqueren, verunsichern, durchwandern - queeren - und an allem rütteln, was sie in Bewegung setzen kann. Kein Staat ist mit dieser Kraft zu machen und kein Bureau für Anarchie zu eröffnen. Weniger Substantivum, weniger das, was für sich allein stehen

kann, was Grundfesten legt, sondern das, was gründet in Bezug und Bewegung.

So müssen wir auch - not-wendigerweise - andere Körper denken, andere Räume, anarchische und chaotische Sphären des Zusammen, des Zwischen und so weiter.

„Ist es nicht die Lust, die vom Elementarsten zum Sublimsten führt?“⁹ Raum, das bedeutet Ausdehnung bis in die Unendlichkeit. Unendlichkeit ist dem Raum immanent. Der Raum ist nicht der exklusive geometrische Ort, an dem das Gesetz des Einen regiert, der nur Platz für je einen und einzelne hat. An dessen Grenze Krieg, Vertreibung und Verdrängung herrschen. Die Verdrängung ist dem Raum fremd. Der Raum wächst, wuchert, dehnt sich aus, wie das Lebendige selbst, von dem er nicht zu trennen ist. Der Raum, wenn er etwas tut, räumt. Er räumt ein, das heißt, der Raum ist gastlich und lässt zu. Er räumt aus, das heißt, der Raum öffnet sich, öffnet sich allem, was kommt, was ankommen will und wird; der Raum öffnet sich auch der Leere; dem, was ausbleibt. Der Raum ist mit den Körpern im Werden, die je schon offen sind. Durch jede Pore atmen und trinken, fühlen und sprechen. Der Raum ist nicht begrenzt und nicht unbegrenzt. Kein Raum ohne Grenzen und keine Grenzen ohne Räume. Sie sind in- und aneinander gefaltet. Raum, das ist selbst das Geschehen einer Grenze, an der Räume sich auslassen - die Ausgelassenheit der Grenzen, das ist der Raum. Ausgelassen ist der Raum der Körper auch zwischen den Körpern, den Dingen, den Staaten, den Gemeinschaften, den Worten, den Büchern, den Werken und Bruchstücken, den Kulturen, den Zellen und den Ländern, Landstrichen, Regionen, den Nationen und den Wohnstätten, den Lokalitäten, et cetera.

Der Zwischenraum zwischen den Körpern - den sexuellen, den lebendigen, den menschlichen, den tierischen, den symbolischen, den konstruierten und dekonstruierten, den öffentlichen und privaten, den parlamentarischen und juristischen, den territorialen, et cetera Körpern -, die Lücke zwischen den Körpern ermöglicht erst Bewegung, Veränderung; im Zwischen ereignet sich Bewegung. Dadurch wird das Zwischen, der Raum des Zwischen zum Raum des Begehrens. Nur scheinbar, nur aus dem Augenwinkel bleiben die Orte, Punkte, die Positionen, die Wohnsitze im Raum beständig, nur scheinbar bleiben sie in sich und an sich gleich; Luce Irigaray entlarvt diesen spitzen Winkel des fixierenden Blicks; erst in Bewegung, im Zuge beständiger Wechsel, Ortswechsel, in Verschiebungen, in Auseinander, Zueinander, Umeinander, Voneinander, Wanderschaften - *migrating bodies* - findet statt, was wir Raum nennen: als Verräumlichung des Zwischen. So wird dem Ort, der Position im Raum, dem Wo-einer-steht, Wo-eine-steht die Beständigkeit, die Behändigkeit, Beharrlichkeit, die *Resistance* genommen. Auch das Wo-eine und Wo-einer-zu-sein-hat. Weder Form noch Körper, sondern eher die

Bedingung von Form und Körper, die mit beiden einhergeht, in einem Zug mit ihnen sich realisiert, ist der Ort, das Wo-genau-wir-uns-befinden. Zwischenraum, das ist vor allem: Die radikale *Verräumlichung des Zusammen*. Zusammen ist kompliziert; es ist das Zusammen radikal Anderer, beständig in Gefahr gespalten, hierarchisiert, normiert und organisiert zu werden. Vereinnahmt durch fatale Allianzen mit der Macht. Es ist geschehen und geschieht, dass sich LGBTs im Namen der Freiheit eines Staates oder einer Kultur xenophob und rassistisch vereinnahmen lassen, ebenso wie sich andere Minderheiten dazu missbrauchen lassen unter dem Deckmantel von Kulturwerten homo- oder transphob zu agieren. „Any minority has to make allies among those who are subject to arbitrary and devastating forms of state violence in particular.“¹⁰ Daher ist es notwendig die Anarchie als andere Grenzpolitik zu begreifen. *Résistance*. Ein queeres Zusammen zu denken, das Identitäten nicht instrumentalisiert, nicht als Identitäten gegen andere in Stellung bringt, sondern lebendig, offen, beweglich, porös und im Werden hält. Hier könnten, wüchsen sie sich nur ungebremst über den Kopf in die Körper hinaus, queere Grenzpolitiken Stätte finden.

Anmerkungen

- 1 Karl Marx: *Zur Kritik der politischen Ökonomie* (1858/59). Berlin DDR 1972, S. 15.
- 2 In einem Film von Christoph Schlingensief, der im Rahmen seiner Parzifal-Inszenierung in Bayreuth projiziert wurde, sieht es zunächst so aus, als ob ein Hase atme, aber es ist die Verwesung, der Prozess, die Bewegung der Zersetzung – im Zeitraffer – die den Körper hebt und senkt ... „Der Hasenverwesungsfilm im Bayreuth war natürlich auch so ein Transformationsvorgang. Das, was man im Zeitraffer sieht, dieses vermeintliche Atmen des toten Hasen ist eigentlich ein Verwesungsprozess: [...]“ Zitat aus Christoph Schlingensief: *Ich weiß, ich war's*. Hg. von Aino Laberenz, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2012, S. 130.
- 3 Die Unterscheidung zwischen sogenannten „dry foots“ und „wet foots“ ist eine Ausnahmeregelung der Einwanderung für Kubaner_innen in Amerika. Siehe: <http://immigration.about.com/od/immigrationlawandpolicy/a/U-S-Allows-Cuban-Migrants-Different-Treatment.htm>
- 4 Siehe: Tom Wolfe: *Back to Blood*. Karl Blessing Verlag, München, 2013. Eine aktuelle bissige, grelle und satirische Gesellschaftsstudie zur Frage von Gelingen oder Scheitern von Integration und pluralen Gesellschaftsmodellen, exemplarisch vorgeführt und platziert in einer der verrücktesten

Städte Amerikas: Miami. Tom Wolfe konturiert das Scheitern der Pluralität in dieser Stadt, die Spanisch sprechenden Kubaner_innen inzwischen die Mehrheit, aber die Weißen immer noch das Geld haben. Mehr ein Comic eines Romans, als ein Roman – aber durch und durch von journalistischer Genauigkeit zeichnet Tom Wolfe dieses grelle Bild einer Welt, in der alle einander radikal andere sind, niemand weiß, was die anderen wohl essen, sprechen, denken. Der Titel des Romans „Back to Blood“ ist zugleich die beunruhigende Diagnose in welche Richtung das Scheitern von Pluralität führt: zurück zu den Blutsbanden.

- 5 Vgl. <http://www.frontex.europa.eu/about/mission-and-tasks>, Vgl. Strategiepapier des Österreichischen Innenministeriums: <http://www.innensicher.at/staerken.html>
- 6 So Ài Wèiwèi in einem Interview mit Hans Ulrich Obrist, siehe: Hans Ulrich Obrist: *Ài Wèiwèi spricht. Interviews mit Hans Ulrich. Obrist*. Carl Hanser Verlag, München 2011, S. 19.
- 7 Jacques Derrida: *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*. Brinkmann&Bose, Berlin 1997, S. 11 ff.
- 8 ebd.: Waschzettel zu *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*, ohne Angabe der Seitenzahl.
- 9 Luce Irigaray: *Der Ort der Zwischenraum*. In Dies.: *Ethik der sexuellen Differenz*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1991, S. 67.
- 10 Vgl. Judith Butlers Rede am CSD 2010 in Berlin, in der sie den Preis für Zivilcourage ablehnt, sowie das Interview mit Judith Butler *On Anarchism* geführt von Jamie Heckert, in J. Heckert and R. Cleminson (Hg.): *Anarchism & Sexuality: Ethics, Relationships and Power*. Routledge, London/New York 2011.

LONDON

21/08/2012

TOTAL

UNDERGROUND

Transaction

Date

27/08/12

19:05:41

London Bdge

£ £ £

&

LIMITED

Time

quote

this

Number:

23442 305041 01 0635

Please

keep

safe

if you

need to

go

... the fish truck that loads ...

Markus Mittmansgruber

The fiddler, he now steps to the road
He writes ev'rything's been returned which was owed
On the back of the fish truck that loads
While my conscience explodes
Bob Dylan, *Visions of Johanna*

Wenn einem der Knopf aufgeht bei dem Gedanken an den Gestank des toten Fisches, der immer zuerst vom Kopf her kommt, von dort aufsteigt und sich erhebt und sich atmosphärisch verbreitet, wo das sogenannte Zentrum vermutet wird, wo für viele der Geist in und auch über der Materie thront, der aber nun anscheinend *mit ihr* in Verwesung begriffen ist, zur Zeit, bei Zeiten oder seit längerer Zeit, jedoch weitgehend unbemerkt, weil schon aus Gewohnheit, dann sollte man die Gelegenheit beim Schopf packen und sich wieder einmal fragen oder den Anstoß zum Fragen aufnehmen und den Stein im Rollen begleiten und ihn beweglich halten: Was passiert, nachdem Bob Dylans Geigenspieler in den *Visions* zur Straße tritt? Was hat er im Sinn? Was könnte er in seinen Sinnen haben? Und wie spinnt und verspinnt und re-territorialisiert sich dieses szenische Fragment, als dekontextualisiertes, im So-tun-als-ob-es-kein-Vorher-und-Nachher-gäbe, nur eben lediglich diese vier lines, und die auch noch ohne Musik (für diese Reduktionen entschuldige ich mich nicht)?

Zuerst: Nein, der Geiger beginnt nicht, sein Instrument zu spielen. Stattdessen geht er zur Straße - und schreibt. Nein, nicht auf Papier, sondern auf den Rücken oder das Ende oder die Rückseite oder das hintere Fenster eines fish truck, der aufgelädt oder der gerade beladen wird, mit unzähligen toten Fischköpfen und Fischaugen und Fischgräten und Flossen und Gedärmen und Kiemen, und die Schuppen der Leichen glänzen und schillern in der Mittagssonne - es passiert etwas. Der Geiger geht *now*, jetzt, finally, endlich, zum Glück Richtung Straße und betritt den Asphalt. There's something happening here. Ein besonderes Moment, das erlaubt und in dem es erlaubt ist, dass geschrieben wird. Oder besser noch: das verpflichtet, das befiehlt, das erfordert oder bestimmt, dass geschrieben werden *muss*. Der Geiger nutzt es. Er gehorcht dem Augenblick.

What it is ain't exactly clear. Aber nicht nur das bloße Stattfinden, das pure Ereignen passiert, sondern man kann auch kurz die Buchstabenschatten erahnen, vielleicht eben auf einem atembeschlagenen Fenster. Der Geiger schreibt nicht auf Papier, er schreibt auf den fish truck, und das nicht mit Feder oder Bleistift, sondern eben eher mit dem Zeigefinger (oder Mittelfin-

ger?!) auf Glas, oder noch eher mit weißer Kreide, einem Stummel, diesem fingernagelgroßen Rest, den er vorher zufälligerweise auf dem Gehsteig gefunden hat, Überbleibsel vom *Himmel-und-Hölle-Spiel* der Kinder in dieser Straße. Er markiert den fish truck (wie? was schreibt er?, später mehr), diesen schweren, träg-mobilen Haufen, der dann durch die Landschaften kurvt, wie auf Schienen, und die toten, ausgenommenen Tiere ausliefert an die Supermarktketten. Die Belieferung, Auftrag sich wiederholender Verbreitung - zum Wohle der Familien, adressiert an die Haushalte, für ihre Gesundheit, ihre ausgewogene Ernährung, damit es zu keinen Mangelerscheinungen kommt, Omega-3-Fettsäuren für den Stoffwechsel, die Gehirnentwicklung und ganz besonders für den Hausverstand. Damit das Zurückgreifen auf die Archive der eingepflanzten, der tradierten, übernommenen und in Momenten der Bequemlichkeit, der Hilflosigkeit, auch der Sprachlosigkeit reproduzierten und abgespulten Sprichwörter weiterhin reibungslos funktioniert.

Play ►

- Weder Fisch noch Fleisch.
- Besser ein kleiner Fisch als gar nichts auf dem Tisch.
- Ein Vogel den andern isst. Ein Tier das andre frisst.
- Ein Fisch den andern schlindet. Ein Mensch den andern schindet. Ein Gast ist wie ein Fisch, er bleibt nicht lange frisch.

Stopp ■

Es kann passieren, dass die „Kühlkette“ an irgendeiner Stelle unterbrochen wird, dass durch eine Zäsur, so kurz und winzig sie auch sein mag, die Fischkörper, dass die gelieferten Reim- und Schlagwort- und Sprichwortkörper zu zerfallen drohen, unterwegs, und dann ihr Fischgeruch eingeholt und abgelöst wird vom Gestank der Verwesung und des Todes („und Fliegen summt über faulen Därmen“ wie bei Baudelaires „Aas“). Das Faulige, Faule, Schlecht-Gewordene, Zersetzte, Verdorbene, Korruptierte, Übelriechende, Unverdauliche taucht unweigerlich und unausweichlich auf, aus den Ritzen der Kiemen und dem Pupillengrau, nicht mehr ignorierbar in seiner Aufdringlichkeit. Aber trotzdem: Beim sogenannten Endverbraucher müssen sie ankommen. Die wurmstichigen Pangasius-Filets. Die zerfallenden Forellen. Eben wegen der wichtigen Fettsäuren und dem Hausverstand, der gepflegt und bewahrt werden soll. Auf die verzierten Keramikteller jenes sogenannten anonymen, durchschnittlichen Endverbrauchers, der nicht am Ende der Kette steht, sondern sie nur erneut an ihren Ausgangspunkt zurückbiegt, im Fressen dessen, was ihm vorgesetzt wird. Der Markt erfordert es. Die Zentrale

fordert es. Der Wettbewerb fordert es. Bis zur Ganzkörpervergiftung. Auch wenn einem die vakuumverpackte Ladung des fish truck und der uniformierte Kapitän aus den Regalen entgegen lachen, als wären die Meere voll, die Züchtungs-, Haltungs- und Tötungsmethoden „human“ und die Kontrollen lückenlos – wenn es stinkt, ist es auch *fishy* (engl. verdächtig, zweifelhaft). *There's something fishy about it.* Dafür eine Nase entwickeln: feine Abstufungen/Differenzen in Geruch und Gestank. Damit dem Verdacht nachgegangen werden kann. Damit auch verweigert werden kann. Damit sich empört werden kann.¹ Damit der Transport unterbrochen, durchkreuzt, durchquert, angehalten und die Fracht bezweifelt werden kann.

Soweit ist er noch nicht, der fish truck in den *Visions*. Er steht gerade noch an der Rampe, wird (wieder) beladen, er hat seine 1000. Fahrt noch vor sich. Aber eben auch die Schrift des Geigers, der auf der Straße daherkommt, bewaffnet mit Kreide: „ev'rything's been returned which was owed.“ Ist der Geiger verrückt? Ist vielleicht er derjenige, der von Visionen heimgesucht wird? Der halluziniert? Denn wie könnte man sonst, als vernünftiger Mensch, ein derartiges Statement heutzutage noch zu schreiben wagen? Und das auf einen zweifelhaft riechenden LKW?

Eine Diagnose, die so gar nicht auf die aktuelle Situation der globalisierten Welt zuzutreffen scheint. Sie wirkt anachronistisch, zynisch (Bankenkrise, Turbokapitalismus, etc., vgl. Manifestation 02), sie nähert sich postapokalyptisch einer transzendenten Offenbarungs- oder Erlösungsgeste, die bereits immanent geworden sein soll. Ohne unser Wissen? Ohne das Wissen derer, die noch immer, auch danach, mitten im „post-“, darauf warten, dass ihnen das zurückgegeben wird, was ihnen zusteht, aus Gründen einer fundamentalen Gerechtigkeit? Alle Schulden erlassen, alle Kredite zurückgezahlt? Gewissen erleichtert und aus dem Bewusstsein gestrichen? Unvorstellbar. Dann könnte es doch sein, dass der Ge(i)genspieler diesen Kreidesatz als magische Zauberformel am fish truck anbringt – keine Werbung für den Jüngsten Tag und keine Marketingstrategie für das Jüngste Gericht, keine verirrt-verwirrte Meinung und kein Kommentar eines Wahnsinnigen oder „geistig Umnachteten“, auch kein bloßes Ideal und keine regulative Idee, sondern ein trotziges, u/atopisches, ungeduldiges, unvernünftiges und undiszipliniertes Beschwören dessen und Beharren darauf, „wie es sein muss“, heute, in der Welt: Ohne einen melancholischen Konjunktiv, „müsste“, „sollte“. Eine Markierung, mobiles Graffiti auf einem Vehikel – und als Vehikel, um für die Beunruhigung der belieferten, anständigen Hausverstände zu sorgen. Sie werden sich beim Lesen an der Realitätsverweigerung verschlucken, Gräten werden in Hälsen stecken bleiben (röchelnd, krächzend: „Dass man so etwas überhaupt darf! Geschmiere! Vandalismus!“). Sie werden sich in Gefahr sehen. Ihnen wird vor der Schuldentlastung schwindeln und

sie werden sich plötzlich fragen müssen, wo ihnen der Kopf, wo ihnen der Verstand, das Bewusstsein und das Gewissen steht:

Außerhalb plötzlich, entlassen, entladen, verteilt und verstreut, verschickte Pfeile in alle Windrichtungen, nach oben, nach unten, gerade, schräg, nach vorne, nach hinten, zu den Seiten, Erleichterung, in den Himmel, in die Erde. Denn wilde Kreide (keine Schultafelkreide!) hat dann die Lunte gezündet, und die Fertigteilwände der heimeligen Einfamilienhäuserverstehe („little boxes made of ticky tacky“) sind auseinander gefahren, aus ihrer Haut, aus ihrer Schalung, aus ihren Schädeln. Der Druck: zu groß, u.a. auch wegen des Fischballastes, das Beladen war irgendwann zu viel, die Fischkörper zu schwer; der Realitätskopf: zu klein, für den unerhörten und unerhört leichten, ungewissenhaften Satz des Künstlers mit der Geige (im Geigenkoffer vielleicht auch das geladene Maschinengewehr).

Und so explodiert mit ihren good and bad and guilty consciences, währenddessen, auch guten Gewissens das Gewissen Bob Dylans („while my conscience explodes“), der da erzählt. Es macht es ihnen vor. Es ist ein Feuerwerk, Detonationen in vielen Farben, deren Ton niemals hierarchisch sein kann, da er dem Hierarchischen stets gegenläufig ist. Der niemals institutionell sein kann. Der niemals ideologisch sein kann. Der auch nicht gewissenhaft sein kann. Die Gewissen explodieren, weil sie nicht mehr gebraucht werden. Die Bewusstseine sind völlig aus dem Häuschen und in der Welt. Bob kann statt „conscience“ auch „consciousness“ singen.

Anmerkungen

- 1 „,Die Sache stinkt, aber sie stinkt nicht genug‘, mit diesen Worten begründete Richter Stefan Apostol den Freispruch im Hauptanklagepunkt.“ <http://derstandard.at/1358303829234/Mensdorff-Suppe-stinkt-war-aber-zu-duenn>

Gleichfreiheit: Reality Check zum Stand der Demokratie

Jan Bruckschwaiger, Alexandra König

Die Menschen sind und bleiben von Geburt frei und gleich an Rechten.
(Artikel 1 der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789)¹

Unzählige Male verlesen, ausgesprochen an unterschiedlichsten Schauplätzen der Bewegung, des hoffnungsvollen Aufbruchs, der Inauguration, des Neuanfangs. Was aber kann dieser Satz unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen ausrichten? Nur muffige Pamphletdekoration oder bietet er vielleicht doch einen brauchbaren gedanklichen Ankerpunkt, der auf schmerzliche Weise immer wieder ein demokratiethoretisches Problem zutage fördert, das nicht einfach so in die ozeanischen Untiefen des politischen Diskurses versenkt werden kann? Die anhaltenden Proteste der *refugees* in und um den Wiener Votivpark, innerhalb der Votivkirche, im Netz und auf den Straßen sprechen eine klare Sprache: Demokratie, schönes Wort, faktisch aber eine zum Himmel stinkende Sauerei, wenn es um die Einlösung ihrer eigenen Grundlagen geht.

Demokratie ernst zu nehmen scheinen hierzulande vor allem jene protestierenden Menschen, welchen unablässig ihre Fähigkeit zu politischem Handeln und letztlich auch das Recht auf Politik abgesprochen wird. Just durch die Gesellschaft, in der sie leben, werden sie unablässig als nicht zugehörig bzw. als das un-demokratische Andere konstruiert. Nach Hannah Arendt, in ähnlicher Bahn denkend auch Étienne Balibar und schließlich Jacques Rancière, ist jedoch gerade das Recht auf Politik eines, das allen Menschen zustehen muss. Oder, um Arendt in ihrer Diagnose einer aporetischen Verfasstheit der Menschenrechte zu folgen, ist dieses das „einzige Menschenrecht“, das uns vor dem Ausschluss aus der politischen Gemeinschaft bewahrt, somit davor schützt, von der Menschheit insgesamt ausgestoßen zu werden.²

Proposition der Gleichfreiheit: Auflehnung gegen produzierte Unmündigkeit

Den eingangs zitierten 1. Artikel der *Déclaration* zieht Étienne Balibar als Ausgangspunkt seiner Überlegungen zur Gleichfreiheit (franz. *égalité*) heran. Gleichfreiheit versteht er in erster Linie als Proposition, sie ist folglich mehr als bloßes Ideal, jedoch aufgrund ihres inneren Widerspruchs stets zerrissen, weshalb sie nicht einfach in eine stabile Ordnung umzusetzen ist.³ Widersprüchlich ist sie, da sie in ihrer For-

mulierung von Beginn an Ausdruck der Gleichzeitigkeit eines Bündnisses und zugleich eines Antagonismus zwischen Bürgertum und Volk (bzw. der nicht kapitalistischen Massen) ist. Nämlich im historischen Kampf gegen die Negation der Freiheit durch die absolutistische Herrschaft einerseits, und andererseits gegen die Negation der Gleichheit, die sich gegen die Privilegien der Aristokratie wendete.⁴

Wie die Proposition in ihrem Wortlaut selbst nahelegt, sind Gleichheit und Freiheit untrennbar miteinander verwoben, ihrem Umfang und Verständnis nach gar miteinander gleichzusetzen. Balibar begründet dies mit einem negativen Beweis: Die Einschränkung von Freiheit gehe stets mit der Etablierung von Ungleichheit einher und umgekehrt die Einschränkung von Gleichheit mit weniger (individuellen wie auch kollektiven) Freiheiten.⁵ In dieser Gleichsetzung finden wir den Anspruch einer weiteren Äquivalenz, nämlich der von Mensch und Bürger_in. Menschenrechte sind demnach nicht als Basis der Bürger_innenrechte zu verstehen, sondern in dieser Lesart besteht zwischen ihnen und Bürger_innenrechten „keinerlei inhaltlicher Unterschied“, womit es auch keinen Unterschied zwischen Mensch und Bürger_in gibt, „zumindest insofern sie praktisch durch ihre Rechte ‚definiert‘ werden.“ Entgegen der nahezu unmittelbar nach Ausrufung der *Déclaration* folgenden Dissoziation dieser beiden, die die weitere Entwicklung der Menschen- und Bürger_innenrechte bestimmte, setzte die *Déclaration* Menschenrechte mit dem universellen Menschenrecht auf Politik gleich. Gleichfreiheit ist insofern auch die Formel, welche die (universellen) Bedingungen benennt, „unter denen der Mensch Bürger ist (und ganz und gar Bürger).“⁶ Ein Recht auf Politik als universelles Menschenrecht zu proklamieren schafft eine Öffnung hin zur unbegrenzten Möglichkeit, Rechtsansprüche zu politisieren. Die Forderung nach der Einlösung von Freiheit und Gleichheit ist in diesem Raum immer wieder erneuerbar. Ihre Verwirklichung ist aber, darin liegt nach Balibar zugleich ihre Stärke und Schwäche, stets mit den historisch-konkreten Kräfteverhältnissen, ihren jeweiligen Konflikten und Kämpfen verwoben.⁷ Es ist in diesem Sinne eine Frage der Notwendigkeit einer Auflehnung gegen das, was ausschließt und unterdrückt. Ein Recht auf Politik fordert jedenfalls stets dort ausgeübt zu werden, „wo eine Autorität herrscht, die Individuen oder Kollektive wie Unmündige zu behandeln beansprucht.“⁸

Gehen wir zurück zum Anlass des Artikels: die Proteste der *refugees*. Hannah Arendt macht uns mit ihrer Kritik der Menschenrechte in treffender Weise auf den prekären Status von Staatenlosen und Flüchtlingen aufmerksam. Das Problem besteht mitunter darin, dass diese nicht nur ihrer Heimat verlustig gegangen sind, sondern es ihnen in vielen Fällen aufgrund der territorialen Staatenordnung und der Dominanz der Staatsbürger_innenschaft als Vergabeprinzip von Rechten auch unmöglich ist, eine neue zu finden. Menschenwürde bzw. die Aufnahme in eine Gemeinschaft unter menschenwürdigen Bedingungen verwirklicht sich

demnach offenkundig nicht „durch das bloße Auch-ein-Menschsein“.⁹ Dass ein Mensch etwa all seiner Rechte verlustig gehen kann oder genau genommen des Rechts darauf, überhaupt Rechte zu haben, und somit faktisch aus der Welt gestoßen wird, diese Erkenntnis haben wir Arendts Reflexionen über den Nationalsozialismus zu verdanken. Arendt zieht in ihrer Forderung nach dem einzigen Menschenrecht, das universelle Geltung haben muss, ähnliche Konsequenzen wie Balibar: Es gibt keine vorpolitische, natürliche menschliche Essenz. Vielmehr sieht sie die Grundbedingung menschlicher Existenz in der Notwendigkeit einer Teilhabe an der universalen politischen Gemeinschaft, das durch ein Recht, Rechte zu haben, seine Konkretisierung erfährt. Nur ein Recht, das die Mitgliedschaft in einer politischen Gemeinschaft nicht schon voraussetzt, sondern diesen Status überhaupt zum Gegenstand seines Schutzes macht, ist für Arendt auch tatsächlich ein Menschenrecht.

Nach wie vor zeigt sich die Relevanz von Einzelstaaten für die Garantie bzw. Konkretisierung von Rechten. Gerade im Bereich des Flüchtlingsrechts wird dies manifest: Zwar gibt es völkerrechtliche Verpflichtungen oder Apparate internationaler Rechtsprechung, ein Großteil dieser Rechte ergeht an Flüchtlinge aber erst, wenn der Flüchtlingsstatus über einen formalen Prozess zuerkannt wurde. Die Ausgestaltung des Zuganges zu internationalem Schutz gestaltet sich dabei (nicht nur) in Österreich und auf Europäischer Ebene in zunehmender Weise restriktiv.

Anteil der Anteillosen: Menschen, keine Tiere!

Die unbegrenzte Möglichkeit, ja sogar inhärente Aufforderung, Rechtsansprüche zu politisieren, welche Balibar in seiner Proposition der Gleichfreiheit verortet, lässt sich hervorragend mit der Idee des sogenannten Anteils der Anteillosen nach Jacques Rancière verbinden. Umgelegt auf unser Beispiel würde dies bedeuten: Die *refugees* bewegen sich aus der Peripherie ins Zentrum, vom Dunkeln in die Sichtbarkeit, um dort Gleichheit zu demonstrieren. „Wir sind keine Tiere, wir sind Menschen!“, dieser Slogan war von Anfang an eine zentrale Losung. Sie begehren auf, leisten Widerstand gegen eine Ordnung, die ihnen keine Rechte zuspricht, die gleichermaßen ihre Freiheit und ihre Gleichheit bedroht. Damit eröffnet sich die Dialektik von Gleichheit und Ungleichheit – erst durch die Demonstration der Gleichheit wird die Ungleichheit sichtbar, erkennbar, nachvollziehbar. Sie sind gleich, sprechen eine Sprache, die verständlich ist, haben klare und nachvollziehbare Anliegen, wollen ein Leben in menschenwürdigen Umständen haben, mehr noch: Durch ihr Aufbegehren gegen die sie unterdrückende Ordnung fordern sie das Recht auf Rechte, das Recht auf Politik ein!

Wenn also nun der Flüchtling als politisches Subjekt *par excellence* zu verstehen ist,¹⁰ dann in dem universalisierenden

Sinn, wie dies nach Rancière für das marxische Proletariat zutrifft, das nicht einfach „eine Klasse unter anderen ist, sondern die Auflösung aller Klassen“¹¹ überhaupt. Die Kritik der *refugees* unter diesem Gesichtspunkt ernst zu nehmen, hieße anzuerkennen, dass ihr Anliegen darüber hinaus weist, sich in bestehende Verhältnisse „hinein zu reklamieren“. Vielmehr fordert ihr Protest dazu auf, die Gleichsetzung von Mensch mit Bürger_in endlich ernst zu nehmen in dem Sinn, dass Menschen ihrer politischen Eigenschaft als Bürger_innen nicht verlustig gehen können, nicht um ihren Erhalt kämpfen müssen, diese nicht als ein Privileg, sondern als Ausgangspunkt der Menschenwürde zu gestalten ist. Dies ist kein Kampf um die eigenen Privilegien, sondern ein Kampf für eine generelle Änderung des Systems politischer Teilhabe im Sinne einer politischen Allinklusion als Grundbedingung menschlicher Existenz. Dies alles würde uns mit größtem Optimismus erfüllen, wenn die Ausschlussmechanismen nicht so effektiv operieren würden. Das Sprechen der *refugees* findet zumeist kein Gehör oder wird als unverständliches Gebrabbel abgetan, mehr noch ist in vielen Reaktionen eher der Verweis auf ihre Instrumentalisierung denn auf den Kampf um Rechte, den die Protagonist_innen dieses Protests austragen, zu vernehmen. Sie werden in diesem Sinne vielleicht sogar als Anteil der Anteillosen bewusst verkannt, zu Subalternen verstummt, außerhalb der Sprache verwiesen.

Festung Europa: Demarkationslinien der Exklusion

Demokratie verkommt zum bloßen Wahrzeichen, wenn sie sich von der Idee einer Gestaltung durch die Praxis ihrer Bürger_innen entfernt.¹² Bürger_innen eines demokratischen Staates sind Menschen genau dann, wenn sie von ihrem Recht auf Politik auch tatsächlich Gebrauch machen. Dieses einzulösen, bedeutet auch, die Möglichkeit zu zivilem Ungehorsam wahrzunehmen. Die Kehrseite nach Balibar hingegen ist, wenn aufgrund der Abtretung von Macht sich diese zunehmend von ihrer souveränen Basis (also ihren Bürger_innen) entfernt. Gerade die Verantwortung zur Ausübung von Ungehorsam ist das zutiefst politische Moment von demokratischer Bürger_innenschaft, die diese grundlegend von der manövrierbaren Masse der Verwaltungsbürger_innen unterscheidet: „Die demokratische Staatsbürgerschaft ist also konfliktgeladen oder sie ist nicht.“¹³ Auf eben dieses konfliktuelle Risiko muss sich Demokratie immerfort einlassen, nicht zuletzt, um die Verfasstheit ihrer eigenen Grundlagen der beständigen Prüfung offen zu halten, um nicht zum reinen anti-politischen Verwaltungsapparat zu verkommen. Damit ist Politik gerade auch als „Unterbrechung der einfachen Wirkungen der Herrschaft“¹⁴ zu verstehen.

Der Gedanke löst rasch großes Unbehagen aus, zumal das „Verwaltungsbürger_innentum“ eine weit verbreitete Symptomatik westlicher Demokratien ist: Gesetze müssen akzeptiert und dürfen

nicht „ausgehöhlt“ werden, sonst würde diese geliebte Demokratie ja nicht mehr funktionieren. Vor diesem Hintergrund mutet es bestenfalls zynisch an, wenn sich die Gesellschaft damit brüstet, „nur echte Demokrat_innen“ ins Land lassen zu wollen – als ein Beispiel für eine Vielzahl rassistischer Demarkationslinien, die zwischen dem imaginierten „Wir“ und den „Anderen“ gezogen werden. Denn auf der anderen Seite stehen die *refugees* mit ihrem Protest, der darauf aufmerksam macht, wie gänzlich undemokratisch die Strukturen unserer Gesellschaft operieren – und das betrifft übrigens nicht nur den Umstand, dass die *refugees* von der Autor_innenschaft der Gesetze, die über ihre faktische Existenz richten, ausgeschlossen sind.

Konsequenzen auch mal zu Ende denken

Es wäre an der Zeit sich nicht mehr an die bloße Worthülse „Demokratie“ zu klammern, sondern sich wieder mit ihren Paradoxien und ihrer potenziell inkludierenden Dimension zu befassen. Und vielleicht täten wir gut daran, wenn wir tatsächlich die so sehr lieb gewonnene Demokratie retten wollen, Badiou's Vorschlag ernst zu nehmen, ihr erdrückendes Herrschaftsgebiet als Wahrzeichen zu verlassen, um sie wieder als Gegenstand einer kritischen Auseinandersetzung zu gewinnen.¹⁵

Die Gründungsdokumente der „modernen westlichen Demokratie“ können uns dabei als Stachel dienen, der uns an den miserablen Zustand der Menschenrechte gemahnt, mitsamt ihren rassistischen Funktionen der Exklusion.

All dies müsste, radikal zu Ende gedacht, zu einer Neuregelung der Staatsbürger_innenschaft führen, in der die Gleichsetzung von Mensch und Bürger_in endlich eingelöst wird. Oder aber wir lassen das herkömmliche Konzept des Nationalstaates grundsätzlich fallen und machen uns auf in eine Utopie, in eine andere Form der Gesellschaftsorganisation. Die grundlegende Forderung der Menschenrechte wäre es einen Zustand zu schaffen, in dem niemand mehr aus der politischen Gemeinschaft fallen kann und somit jede_r sich der Grundbedingung menschlicher (politischer) Existenz sicher sein kann. Der Kampf der *refugees* ist damit nicht nur ein Kampf um die eigenen Privilegien, sondern einer um eine Veränderung der gesellschaftlichen Ordnung an sich. Er konfrontiert uns mit der schandvollen Nicht-Verwirklichung der Gleichfreiheit, die sich letztlich an alle adressiert!

Seite der Proteste: <http://refugeecampvienna.noblogs.org>

Anmerkungen

- 1 http://www.demokratiegeschichte.eu/fileadmin/user_upload/Material/Erklaerung_der_Menschen-_und_Buergerrechte_1789__Material_.pdf
- 2 Arendt, Hannah: „Es gibt nur ein einziges Menschenrecht.“ *Die Wandlung* 4(12), 1949, S. 76.
- 3 Balibar, Étienne: *Gleichfreiheit*, Berlin 2012, S. 79.
- 4 Ebenda, S. 92.
- 5 Ebenda, S. 95.
- 6 Ebenda, S. 87.
- 7 Ebenda, S. 92.
- 8 Ebenda, S. 97.
- 9 Ebenda, S. 101.
- 10 Arendt, Hannah: *Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft*, München 2009, S. 619.
- 11 Balibar, Étienne: *Gleichfreiheit*, S. 215.
- 12 Rancière, Jacques: *Das Unvernehmen*, Frankfurt am Main 2002, S. 31.
- 13 Badiou, Alain: „Das demokratische Wahrzeichen“, in: *Demokratie? Eine Debatte*, Berlin 2012, S. 13.
- 14 Balibar, Étienne: *Gleichfreiheit*, S. 236.
- 15 Rancière, Jacques: *Das Unvernehmen*, S. 24.
- 16 Badiou, Alain: „Das demokratische Wahrzeichen“, S. 13.

08-23-2012

YOUR
2nd
Call

12:46

Again
You

CT

Philosophisches Wörterbuchwerkzeugkastenlexikon



Anarchie, queere. Neuerdings auch *anarchist turn* → Not an identity, but rather a movement. (Judith Butler); nahe der postanarchistischen Bestimmung von Anarchie „not a form of protest, it is a way of life.“ (Sandra Jeppesen); wirft die Frage auf, ob die Kraft zum Widerstand erst aus der gemeinschaftlich erfahrenen Unterdrückung entsteht, oder warum gerade die Kraft des Widerstandes sich aus einer Identität speisen sollte, „die ja Ergebnis dieses bekämpften Regimes ist“ (Gustav Landauer); noch heute geltend zu machende Einschränkung: „Anarchie in Germany, das klappt doch nie“ (Nina Hagen).

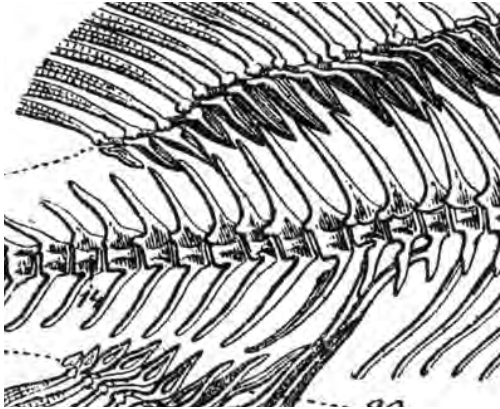
Beinahe-Nichts. „Das Winzige, das immense Beinahe-Nichts darf nicht wie Kohle oder Öl behandelt werden, deren Vorräte sich allmählich erschöpfen, ohne dass irgendeine Vorsehung sie nach und nach wiederherstellte, sondern eher wie das unermüdliche Wiederbeginnen jeden Frühlings, jeder Morgenrö-

te, jeder Blütezeit; kein Verfall an Energie ist hier zu befürchten: Das Beinahe-Nichts ist metaphysisch ebenso unerschöpflich, wie die Erneuerung unermüdlich ist, und derjenige, der sie ahnt im Erstaunen eines Blitzes, empfängt sie, wie der erste Mensch den ersten Frühling der Welt empfangt: mit dem Herzen eines Zwanzigjährigen und der Unschuld von acht Uhr morgens.“ (Vladimir Jankélévitch, *Das Ich-weiß-nicht-was und das Beinahe-Nichts*)

Demokratie. „All dem zum Trotz, was Tag für Tag das Ansehen der Demokratie beschädigt, bleibt das Wort ‚Demokratie‘ doch zweifellos das Wahrzeichen der gegenwärtigen politischen Gesellschaft. Ein Wahrzeichen ist das Unantastbare eines Symbolsystems.“ (Alain Badiou, *Das demokratische Wahrzeichen*)

Disorder. Disorder: a deviation from the normal system or order → system: an organism considered as a functioning entity → organism: any living biological entity, such as an animal, plant, fungus, or bacterium → entity: something having real or distinct existence; a thing, especially when considered as independent of other things → independent: free from control in action, judgment, etc; autonomous. (Online Collins English Dictionary)

Fertighaus. „Als Fertighaus wird ein Haus bezeichnet, das industriell vorgefertigt in Teilen an die Baustelle geliefert und dort endmontiert wird.“ (Wikipedia). Beispielsdefinition „Niedrigenergiehaus“: „Der Wandaufbau besteht aus mehreren multifunktionalen Schichten. Durch geschickte Wahl der Baustoffe erfüllt jede Ebene optimal ihre jeweiligen Funktionen. In jahrelanger Entwicklung gelang ein System, das alle gewünschten Vorteile in sich vereint.“ (www.wolfhaus.at)



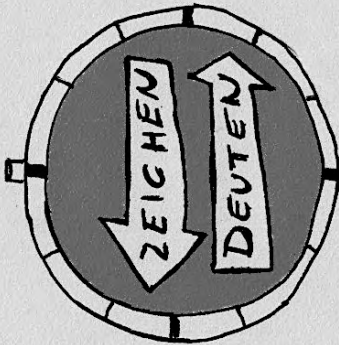
Gespür. „Gespür ist Feingefühl. Intuition, Ahnung und Inspiration, Instinkt, Sensibilität und Bauchgefühl, Empfindsamkeit und Spontaneität, Einfühlungsvermögen und Fingerspitzengefühl. Es ist weder lokalisierbar noch messbar, da es aus einem Ganzen hervorgeht – aus einem Integral von Gedanken und Erinnerungen, Bildern und Wissen, Gefühlen, Wahrnehmungen und Tagträumen.“ (Hajo Eickhoff, *Tragweite des Gespürs*)

Klischee. „Eine ganze Kategorie von Dingen, die man ‚Klischees‘ nennen kann, besetzt bereits die Leinwand vor dem Beginn. Das ist dramatisch. Es scheint, daß Cézanne diese Erfahrung tatsächlich bis zum höchsten Punkt durchlaufen hat: Es gibt immer schon Klischees auf der Leinwand, und wenn sich der Maler damit begnügt, das Klischee zu transformieren, es zu deformieren oder zuzurichten, es in alle Richtungen zu zerreiben, so ist dies noch eine allzu intellektuelle, eine allzu abstrakte Reaktion, die das Klischee aus seiner Asche wiedererstehen läßt, den Maler noch im Element des Klischees festhält oder ihm keinen anderen Trost als die Parodie spendet.“ (Gilles Deleuze, *Francis Bacon*)

Mikki Muhr: ZEICHEN DEUTEN. Truth transcends the Story.
Limited print edition: 250 pieces.

Truth transcends all things

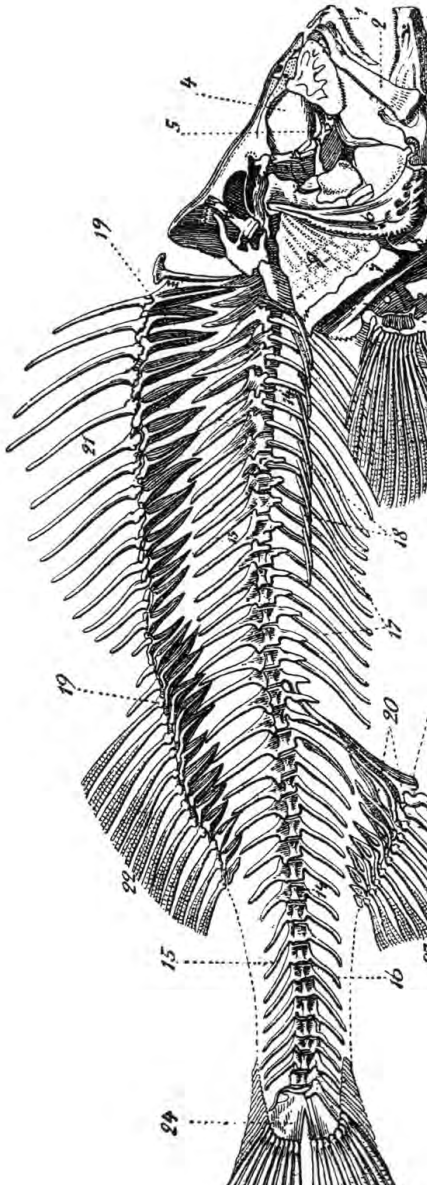
THE STORY





Lumpenproletariat. „Das Lumpenproletariat, diese passive Verfaulung der untersten Schichten der alten Gesellschaft, (...) seiner ganzen Lebenslage nach wird es bereitwilliger sein, sich zu reaktionären Umtrieben erkaufen zu lassen.“ (Karl Marx und Friedrich Engels, *Manifest*)

Meinung. „Selbst das Cogito ist nichts als eine Meinung, bestenfalls eine Urdoxa, solange man daraus nicht die untrennbaren Variationen zieht, die aus ihm einen Begriff machen, vorausgesetzt, man verzichtet darauf, darin einen Schirm zu finden oder einen Schutz, vorausgesetzt, man hört auf, eine Immanenz vorzusetzen, die ihm selbst immanent würde, um es selbst vielmehr auf eine Immanenzebene zu stellen, der es zugehört und die es wieder aufs offene Meer hinauszieht.“ (Gilles Deleuze u. Félix Guattari, *Was ist Philosophie?*)



Obdachlosigkeit, ganz oben. „Auch er war, was er immer hatte werden wollen: Bankchef, Topmanager. Aber wo bleibt das Glück? Wo bleiben die Millionen? Das dachte er nicht, aber fühlte so. (...) Das war so die Stimmung: absurd protestatorisch, organisierte und institutionalisierte Absurdität, von keinem Coaching erreichbar, die geistige Obdachlosigkeit ganz oben.“ (Rainald Goetz, *Johann Holtrop*)

Omega-3-Fettsäuren. „Die Omega-3-Fettsäuren sind eine Untergruppe innerhalb der Omega-n-Fettsäuren, die zu den ungesättigten Verbindungen zählen. Sie sind essenzielle Stoffe für die menschliche Ernährung, sind also lebensnotwendig und können vom Körper nicht selbst hergestellt werden. Die Bezeichnung stammt aus der alten Nomenklatur der Fettsäuren. Bevor man sie als solche identifizierte, wurden sie gemeinschaftlich als Vitamin F bezeichnet.“ (Wikipedia)

Othering. „Der Begriff *Othering* bezeichnet die Differenzierung und Distanzierung der Gruppe, der man sich zugehörig fühlt (Eigengruppe), von anderen Gruppen. Der Begriff wurde von Gayatri Chakravorty Spivak geprägt.“ (Wikipedia)

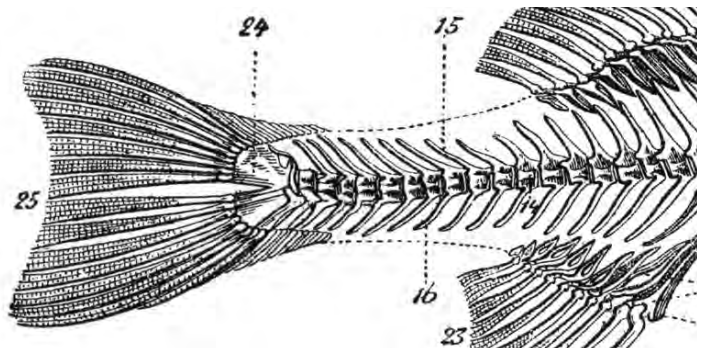
Physizieren. Das Verb der Physik, das Werden der Physikerin, die performative Praxis des Physikers. Und so ist der Begriff entstanden: Ein Musiker beobachtet beim Musizieren eine Physikerin - natürlich beim Physizieren.

Politik. „Es gibt Politik, weil diejenigen, die kein Recht dazu haben, als sprechende Wesen gezählt zu werden, sich dazuzählen und eine Gemeinschaft dadurch einrichten, dass sie das Unrecht vergemeinschaften, das nichts anderes ist als der Zusammenprall selbst, der Widerspruch der zwei Welten, die in einer einzigen beherbergt sind: die Welt, wo sie sind, und jene, wo sie nicht sind, die Welt, wo es etwas gibt zwischen ihnen und jenen, die sie als sprechende und zählbare Wesen kennen, und die Welt, wo es nichts gibt.“ (Jacques Rancière, *Unvernehmen*)

Prioritäten. „Das Wichtigste kann man nicht kaufen: Geld, Denken, Scham.“ (Rainald Goetz, *Johann Holthrop*)

Realtime Gendering. Frau-Werden (*devenir-femme*) und gleichzeitig Mann-Werden. Frauen und Männer können das - Minoritär-Werden, und wenn sie es tun, geschieht es immer in der Gegenwart. Und so ist der Begriff entstanden: Ein Schreibfehler, aus dem eine Schreibfährte geworden ist.

zu|sam|men. Ist kompliziert.



Realtime Gendering und queeres Physizieren

Tanja Traxler

Unlängst habe ich einen Fehler gemacht.

Ich wollte etwas Technisches schreiben. Manchmal will man einen Tunnel konstruieren, eine Brücke bauen, einen Kran bewegen, herrschaftliche Unternehmen tätigen. Auch ich will das manchmal, und unlängst wollte ich es mit dem Schreiben tun. Einen Begriff werfen, weit in die Welt, wenn ich ihn schon nicht entworfen habe, der imstande ist, die Materie vollkommen in jedem Moment zu mathematisieren. Ein Begriff also, der den Hochsitz der zeitgenössischen Naturwissenschaften einnimmt, die sich lieber etwas über als in die Materie begibt, weil sie von dort am besten ihre Koordinatensysteme ziehen kann.

„Realtime Rendering“ sollte dieser Begriff lauten. Die Echtzeitberechnung, die jeden Moment einen Einschnitt setzt, ein Abbild schießt, unter das Ist-Gleich einer Gleichung stellt und die stetige Entwicklung der Materie zu einem „Bildstopp“¹ drängt. *Es herrscht Lichtzwang.*²

Seit Jahrhunderten sind die Wissenschaftler darauf trainiert, über ihre Gesetze zu reflektieren, und noch nie haben sie dazu einer Philosophie bedurft¹. Im Reflektieren erkennen sie Gleiches wieder und nehmen damit auch an, dass es gefestigte Entitäten gibt, wie das Beobachten und das Beobachtet-Werden, Subjekt und Objekt, Mann und Frau. Damit sich das Sprichwörtliche immer wieder erfüllen kann, und die Gleichungen gelöst werden können. Die Wissenschaft schützt sich vor dem Chaos, wie Gilles Deleuze und Félix Guattari bemerkt haben, indem sie Referenzebenen zieht, aber sie bremst damit ihre Denkgeschwindigkeit¹. Unlängst habe ich einen Fehler gemacht.

Ich wollte den Begriff „Realtime Rendering“ werfen. Doch ich habe ihn verworfen. Und dann stand da tausende Male in Materie eingeschrieben, ohne dass es eine Löschtaste noch hätte rückgängig machen können: „Realtime Gendering“⁴.



Peinlich, weil dadurch Beschämendes aufgeworfen wird. Ein Fehler eben, doch vielleicht eine Fährte.

Denn ist es nicht gerade die Quantenphysik, die erkannt hat, dass sie auf die unendliche Geschwindigkeit nicht verzichten kann, wenn sie das Universum beschreiben will? Etwas im *Entan-*

gment, das zwei oder mehrere Teilchen über beliebige Distanzen mit instantanen Wechselwirkungen beschreibt. Auch sie arbeitet mit Verzögerungstechniken, wie Formeln, doch ist nicht auch eine verzögerte unendliche Geschwindigkeit immer noch unendlich? Die Quantenmechanik respektiert die Unendlichkeit, doch sie rebelliert gegen die permanente Berechenbarkeit. Sie widersetzt sich dem Bildzwang und spricht ein Bildverbot aus: Jede Messung, jede Abbildung zerstört den Quantenzustand. Wie Karen Barad mit Referenz zur Quantenphysik feststellt, geht es beim Theoretisieren und Experimentieren nicht um eine Intervention von außen, sondern um eine *Intra-Aktion*³ von innen, als Teil der Entstehung der Phänomene, die beobachtet werden. Die Materie als Substanz eines intra-aktiven Werdens. *Matter matters and matter is a matter of transmateriality*. Doch verhalten sich wirklich nur die Atome so queer, während wir ganz normal sind?

Realtime Gendering will heißen, die Naturwissenschaft wird sich ihres Werdens gewahr, die Physikerin performiert mehr als sie reflektiert, indem sie eine Assemblage mit ihren Messapparaten und Formelsystemen eingeht, sie aus ihrer passiven *Objektivität* enthebt.

Unlängst habe ich einen Fehler gemacht, doch vielleicht ist mit „Realtime Gendering“ der Wissenschaft zu ihrer Nicht-Wissenschaft verholphen.

„Sogar die Wissenschaft ist auf eine Nicht-Wissenschaft bezogen, die deren Effekte zurückstrahlt“¹, schreiben Deleuze und Guattari. Nicht als Beginn und nicht als Endzweck, sondern „vielmehr in jedem Moment ihres Werdens“¹. Wenn diese Nicht-Wissenschaft eine Philosophie ist, dann kann sie nur eine queere Philosophie sein. Eine Philosophie, die die Physik vom Kopf auf die Flosse stellt und zu jeder Zeit queere Momente in sie einbringt. Eine Philosophie, die die Wissenschaft in ein Werden bringt und die Physik zum Physizieren.

Anmerkungen

¹ Gilles Deleuze, Félix Guattari: *Was ist Philosophie?*, Suhrkamp (2000)

² Paul Celan: *Lichtzwang*, Suhrkamp (1994)

³ Karen Barad: *Meeting the Universe Halfway - Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*, Duke University Press Books (2007)

⁴ Tanja Traxler: *Der Tunnel und sein virtuelles Abbild*, Der Standard (12. Dezember 2012)

**„Allerwelts-Bücher sind immer übelriechend“
oder
Wie man von unten philosophiert
Dominik Zechner**

Die vorherrschende Meinung ist das Gegenteil des Denkens. *That's just the way it is.* Das Denken denkt an gegen die Formen und Prinzipien der *dóxa*, gegen das, was das Volk denkt, gegen die Kampagnen des Boulevards. Wäre dem nicht so, es wäre kein Denken. Autoritäre Strukturen, Regimes und Ansprüche erkennen wir am Nicht-Vorhandensein der Räume, die dem Denken zugestanden werden: Wer seine Macht zementieren will, muss sich mit den Möglichkeiten des Denkens auseinandersetzen, seinen Instabilitäten; muss einen Weg finden, diese Instabilitäten, Drohungen des Unvorhergesehenen, des Unabschließbaren, zu bannen und zu begrenzen; muss das Feld dieser Möglichkeiten kolonisieren und kultivieren, domestizieren. Die allergrößte Macht, die allergrößte Autorität finden wir stets an Orten, wo die Zukunft prophezeibar geworden ist: wo das Herrschende sich am Sockel einer so großen Wahrscheinlichkeit breit macht, dass kein Einbruch des Unmöglichen, kein Ereignis des Denkens mehr Statt haben kann. Die Keller sind ausgeputzt, das Unbehagen in den Souterrains therapiert, der Volkswille ins Werk gesetzt, die Subversion anästhesiert.

In dem Augenblick, da eine neue Macht sich aufrichtet, da Strukturen sich festigen, sich eine Polizeigewalt daran macht, ihre Netze eng zu knüpfen, ihre Kontrollposten einzurichten, ihr Dissidenzradar anzuwerfen, tun Dichter- und Denkerinnen gut daran, sich aus dem Staub zu machen: Sie, die die starre Form, das klare Verhältnis, die naturalisierte Herrschaft bedrohen, werden die ersten sein, die ins Gras beißen. Sie müssen zum Schweigen gebracht, verjagt, die Quellen ihres Schriftflusses, einer Schriftparbeit, die alles Herrschende hinterfragt und unterminiert, müssen trocken gelegt werden. Die Legende spricht davon, dass György Lukács, der im Zuge des Aufstandes von 1956 ungarischer Kulturminister geworden war, als er von den Sowjets aufgefordert wurde, sich zu ergeben und seine Waffen auszuhändigen, in sein Jackett griff und den Soldaten seinen Füllfederhalter überreichte. Ich zitiere dieses Bild als verklärtes Emblem einer Gegenmacht der Schrift. Einer Macht, die alle Macht verneint, die aller Macht gefährlich wird, sie von innen her aushöhlt.

Die Arbeit der Herrschaft besteht darin - das hat Gramsci in seinen Gefängnistagebüchern vorformuliert und wurde in die linguistischen Betrachtungen von Deleuze und Guattari wieder

aufgenommen -, starre Formen zu entwerfen, eine Welt der Realobjekte und Festkörper, des hegemonialen Gesetzes, die, weil vollkommen artifiziell, keine ontologischen Ansprüche stellen darf, die jedoch, mit der fortschreitenden Konsolidierung der sie tragenden Machtverhältnisse, zunehmend den Eindruck der Natürlichkeit, des Schon-immer-da-gewesen-seins erweckt. Kim Jong-Il zum Beispiel, der ehemalige Diktator Nordkoreas, war, so der Volksglaube, je nach Laune in der Lage, das Wetter zu bestimmen. Gibt es das Leben zunächst als einen reinen Fluss, eine grundlegende und grenzenlose Variabilität, ein großes Fest der Weichheit und Formbarkeit (die Psychoanalyse kennt dafür den Begriff des Primärprozesses), so besteht die Intervention der Macht darin, diese Variabilität in eine formale Ordnung zu überführen, „molare“ - wie Deleuze sagt - Körper und Identitäten herzustellen, die uns das molekulare Feuerwerk des Möglichen vergessen machen: *if you believe in grammar, you believe in God*. Die Grammatiken von Sprache und Gesellschaft sind demnach nicht urwüchsig auf uns gekommen, sondern von einem hegemonialen Anspruch (genauer: von mehreren, miteinander konkurrierenden hegemonialen Ansprüchen) produziert worden.

Ein Diskurs, der sich der herrschaftlichen Grammatik bedient, der also in den Bahnen des Gegebenen verläuft, ist niemals ein philosophischer. Es ist ein Diskurs des Nichtsagens und Stillhaltens, der Unterdrückung, der Anästhesie. Ein Diskurs der Gemeinschaft, des Wir-Gefühls, des majoritären Sentiments. Schlechterdings ein Diskurs der öffentlichen Meinung. Die Meinung, *dóxa*, beschwört stets den Zustand des Seins, niemals das Ereignis des Werdens. Sie liefert Argumente für die Normalität, für das Ist, für die Identität, für das Gefälle der Macht, für das Antlitz der Ordnung. Ihr Austausch ist Schein - nicht in dem Sinne als ein philosophischer Austausch „wirklicher“ wäre, sondern im Sinne einer „Hohlheit“, einer weiten Leere, eines Zu-nichts-führens, jedenfalls zu nichts weiter als der Bestätigung dessen, was ist. Der Austausch von Meinungen ist immer konservativ: Er wird kein Mehr einleiten, wird kein Kommen beschwören - er dient der Selbstvergewisserung der Kleinbürger, dem Solide-Machen der tragenden Mentalität. Wer eine Meinung hat, denkt nicht. Das gilt umso mehr für den Journalismus, der Anspruch darauf erhebt, mit „fundierten“ Meinungen die Öffentlichkeit zu orientieren. Diese Orientierung verläuft stets schon und naturgemäß in den vorgezeichneten Bahnen des hegemonialen Bedürfnisses. Ein Journalismus, der diese Bahnen verlässt, würde keine „Quote“ machen, würde nicht gelesen, angenommen werden. Er wäre nicht mehr er selbst, hätte sich selbst betrogen, wäre zu etwas *anderem* geworden. Zu was? Zu Philosophie vielleicht?

Die Wirkung der Philosophie ist immer hetero-doxisch - und also toxisch. Ihre Aufgabe besteht nicht in der Absicherung und Einschweißung der dominanten Ideologie wie der von ihr sanktio-

nierten Identitäten. Im Gegenteil. Die bloße Existenz der Philosophie bedeutet eine große Unruhe für den Glauben an die Formen, Regeln und Gesetze dessen, was der Fall ist. Die Philosophie schwenkt ihren Lichtkegel - in diesem Sinne wird sie immer Aufklärung (*en-light-enment*; *Lumières*) bleiben - auf die verstaubten Ecken und blinden Flecken des *oikos* der Macht (ihrer *oiko-nomía*), sie zeigt das Ungezeigte, bedenkt das Unbedachte, erinnert an das Vergessene. Wenn, wieder mit der Begrifflichkeit Deleuze', die öffentliche Meinung sich in terminologischen *Klischees* verliert, in einer Politik der Phrase und des kurzen Sinnes (der langen Rede), wenn der Boulevard all seine gefährvollen Kräfte darin investiert, nach dem Sensationellen zu lechzen, so zielt die Philosophie auf die schiere *Sensation* - auf die Ankunft dessen, was alle Wahrscheinlichkeiten, alle eingeübten und eingefrorenen Gewohnheiten und Umgangsformen sprengt und umwertet, was alles Selbstverständnis und allen Eigenwert, was alles Wir-Sein und Wir-Gefühl von innen her faul und fragwürdig werden lässt. Die Philosophie, wie wir sie verstehen, ist die große, kommende Umwerterin der Meinung, die große, kommende Umwertungsmaschine, deren technisches Geschick den Panzer des Klischees zerbombt.

Gewiss, eine volle Realisation des „Primärprozesses“ und also eine Trennung zwischen Leben und Herrschaft muss eine theoretische Fiktion bleiben. Naturgemäß. Eine Lebendigkeit als formloser Fluss des Begehrens und der Schrift ist nichts als ein falsches Versprechen. Das Leben ist immer schon und ursprünglich durchsetzt von Machtbeziehungen und hegemonialen Verhältnissen, die ein Außen ihrer selbst - ein Jenseits der Herrschaft - gleichsam gar nicht kennen oder zulassen würden. Aber gerade diese Ausweglosigkeit, diese *aporía*, wie das Griechische sagt, macht die entlarvende und destabilisierende Arbeit der Philosophie umso notwendiger und wünschenswerter. Wenn alles Sich-Artikulieren auf unhintergehbare Weise eines Kanons an Regeln und Formen bedarf, einer Grammatik, in der es sich bewegt, dann markiert die Philosophie die stille Kraft dessen, was mit den Grenzen und Rändern dieser Regeln und Formen spielt, sie überschreitet oder ausreizt, sie neu definiert: *in der eigenen Sprache*, wie Deleuze es fordert, *eine Fremdsprache erfindet*. Wenn das Denken sich nicht mehr an der Korrosion der Realobjekte, sondern an deren Erhaltung übt, verliert es seinen Status als Denken und wird selbst zur Meinung, zum Klischee. Wird selbst zur diffusen Klarheit des als das politisch Wahre zelebrierten Schwachsinn.

Klarheit ist weder Medium noch Aufgabe des Denkens. Es spricht nicht in Überschriften, Stichworten, Sprichworten und Formeln. Die Philosophie ist immer eine Philosophie des unklaren, undefinierbaren Aggregatzustands - eine Philosophie der Wolke, des Dampfs und des Nebels, ja mehr noch, des Schleims, des *mucus*, wie Irigaray sagen würde; eine Philosophie des Zwischen, des

Traums, jenseits von Wachheit und Tod; eine Philosophie nicht dessen, was ist, sondern dessen, was vom Ist-Zustand übersehen wird, was sich nur als Symptom meldet, des Unterdrückten, Ausgesetzten, nur als Ahnung, als sanftes, leises, doch gewisses Gefühl Anwesendes, als Ahnung, deren Anwesen sich selbst flieht, die uns in ihrer Gewissheit notwendig im Ungewissen, im Unglück belässt; eine Philosophie dessen letztlich, was in seiner Möglichkeit unmöglich bleibt, was sich verspricht, was nur ist als Versprechen, nie als Form, nie als Gewalt, es sei denn als die Gewalt eines Ereignisses, vor der jede Anmaßung der hegemonialen Sprachregelung einbrechen muss. Die Philosophie spricht nie für alle, sie schreibt niemals für alle Welt. „Allerwelts-Bücher“, sagt Nietzsche in *Jenseits von Gut und Böse*, „sind immer übelriechende Bücher“ - und zwar deshalb, weil sie das herrschende Begehren befriedigen, weil sie sagen, was jeder schon weiß, sagen, was jeder sich denkt, sagen, was jeder hören will, „der Kleine-Leute-Geruch klebt daran“. Die Philosophie - das Denken - dagegen, macht sich einen törichten Ton zu eigen, sie spricht mit einer Zunge, die für die „kleinen Leute“ (so groß sie auch sein mögen), die Mitte des Volkes, die Kleinbürger und Klischeemenschen, wie Verse einer nie gehörten, bedrohlichen, schwarzen Sprache sich ausnimmt. (Die Philosophie, wieder mit Deleuze, schreibt zwar auch für ein Volk - allerdings für eines, das es noch nicht gibt ... not for the common but the *missing people*.) Unweigerlich erinnere ich mich vor diesem Hintergrund daran, was Heidegger in *Sein und Zeit* über die Durchschnittlichkeit des Miteinanderseins sagt: „Diese Durchschnittlichkeit in der Vorzeichnung dessen, was gewagt werden kann und darf, wacht über jede sich vordrängende Ausnahme. Jeder Vorrang wird geräuschlos niedergehalten. Alles Ursprüngliche ist über Nacht als längst bekannt geglättet. Alles Erkämpfte wird handlich. Jedes Geheimnis verliert seine Kraft.“ Die Ausnahme, das Ursprüngliche, das Geheimnis - all das könnte in der Philosophie sich sagen ... jenseits der Phrase, wider das Klischee, tausend Meilen unter der Oberfläche des Gemeinplatzes.

Die Philosophie, so viel lässt sich also sagen, passiert niemals oben, niemals an der Decke, niemals im Sichtbaren. Sie bezieht sich auf das und passiert in dem, was im Sichtbaren sich unsichtbar hält, was im Gemeinten die Meinung zersetzt und irremacht, was im Sagen, im Reden, im Gerede, verschwiegen, ausgeschlossen wird, was ungesagt bleibt; sie ist das stille Schwelen im Subkutanen, sie geschieht immer von unten, subvertiert von unterhalb die starren Formen einer oberflächlichen Welt. Der Philosoph aber, die Denkerin, bleibt notwendig in dieser Welt befangen - wird geschult und gedrillt in den Vorgaben und Normen der herrschenden Ordnung, wird aufgezogen *gegen* die Philosophie. Das Denken ist deshalb nicht etwas, für das man sich *en passant* entscheiden würde - es unterliegt nicht einer Wahl, die von manchen Menschen getroffen, von anderen vernachlässigt wird. Die Philosophie ist, im Gegenteil, ein großer, nicht en-

den wollender Kampf des Selbst mit sich selbst: Die Ideologien, die Faschismen der *dóxa*, wirken *aus mir*, die Tödlichkeit des Klischees wohnt *in mir* - noch bevor ich denken kann, bin ich zum Opfer eines falschen Bewusstseins geworden, zum Opfer eines politischen Diskurses, der im Innersten nichts weiter ist als Boulevard. *How do we rid our speech and our acts, our hearts and our pleasures, of fascism?* Diese Frage, wir finden sie bei Foucault, ist die oberste Frage der Philosophie. Zu philosophieren heißt zunächst, gegen mich selbst vorzugehen, die Tödlichkeit der dominanten Klischees in mir niederzuringen, in mir ein fremdartiges Sprechen, ein begriffliches Werden entstehen zu lassen, das mich blitzhaft aus den Fängen einer mikrofaschistischen Klischeementalität hinauskatapultiert.

Bloß - fügt mein trauriges Gemüt hinzu - um mich am Ende wieder ab- und in den Sog der Meinung hineinstürzen zu lassen. Das Klischee kann nicht zerstört, es kann nur für den Moment hintergangen, betrogen werden. Die Philosophie - sie kann nicht an-kommen, kann nicht angekommen sein, sie muss im Kommen bleiben, ihr Kommen ist das Allerletzte, das Allerschwierigste, ihr Befreiungsprozess wird niemals sich zum Ende, zu einer *clôture* ermächtigen. Werden bleibt Beherrscht-Werden. Wir können sie - die Philosophie - niemals wahrhaftig erleben, wir können sie, ihren Einsatz, ihr Stattfinden, niemals fest-stellen, sie wird niemals *Zustand* geworden sein. Darin liegt ihr Wesen: allen Zustand zu destabilisieren, dabei jedoch selbst nie *zum Stehen* zu kommen. Zurückgeworfen auf die falsche Natürlichkeit des Alltagsverständes, arbeiten wir weiter an der unmöglichen Ankunft der Philosophie, indem wir die Blitze des Denkens provozieren, indem wir uns durch die Mauern des Klischees nagen und graben, auf dass einst, vielleicht, ein neuer Spalt sich auftut und die erschütternde Kraft eines philosophischen Lichtfunken die verkrusteten Bahnen des diskursiven Baus der öffentlichen Meinung - des großen Vorurteils mit dem Namen *dóxa* - von Grund auf erschüttert und in den linguistischen Zement einer alles einhüllenden Ideologie feine Risse schickt.

Die Philosophie existiert für alle und keinen.
Daher ihr Versprechen.
Daher ihre Kraft.

Dank an: Gilles Deleuze, Sigmund Freud, Antonio Gramsci, Jacques Derrida, Martin Heidegger, Walter Benjamin, Michel Foucault, Luce Irigaray ...

23 August 2012

Honey

1

Last
Date

1

Last Word

Lunch

2.50

To

3.05

British Library

Coffee Bar

A

Soup

&

A

Classic

Roast Ham-Roll

No

Sandwiches

Thank You

X

Ciriaco

Rats desert a sinking ship

Simone Borghi

- Drink like a fish, water only -

All entities are fish in the same lake. They are fish made out of other fish. And each fish in the lake has a lake in itself, full to the brim with fish which contain in turn a lake, swarming with fish like the others ... to infinity. Very many fish and very many heads. But there is only one Lake, the lake of all the lakes, for all the fish and all the heads. It is an insurmountable limit, of course: one cannot spill out from the world. How is it possible to think of two separate lakes, without a third one that comes immediately to amalgamate them together? There cannot be space without water. The Lake gathers, so to speak, every single drop that tries to leak out from it. This little is certain: every particle of water or fish, thought outside of the great Lake, is nothing but a make-believe produced by a poisonous use of the thought. By a way of thinking that leaves the head stinking, of transcendence.

- Home is where heart is -

Organisms have much more to do with cartography than one generally thinks. Nothing obliges me to think of the human body as composed of: nails, feet, ankles, knees, thighs, legs, hair, moles, bones, tendons, abdomen, sexual organ, kidneys, rear end, spine, intestine, stomach, liver, lungs, heart, blood vessels, blood, blood cells, breast, thorax, neck, mouth, nose, ears, tympanum, eyes, pupils, eyelashes, cranium, brain ... and so forth, more and more into details. The human body was doubtlessly an unexplored territory, without divisions, but colonised little by little by a certain inclination of the intellect. This was an extremely positive thing to use and to consume it. Perimeters were settled and, within them, many departments assembled with smaller and smaller departments. Focal points and a consequent hierarchy were fixed. As well as roads, viaducts, side tracks, highways, an army ... Each department, then, has one or more specific functions, its own method of sustenance, and can count on the help of the others or complain if it does not receive any. The head is the place where the centre of the city was placed: the administrative centre, the decision-making one, the cultural one, the intellectual one ...

- When the cat is away, the mice will play -

There was always a big celebration when the heads tumbled down. The decapitated heads announced an imminent change. "Praised be the disorder and cursed be the one who attaches him/herself to things and ideas!", shouted the folk on the streets. They were people particularly efficient at building, organising and admin-

istrating. But all the scrupulous work of reconstruction and re-organisation, was made only in view of the "Day of the tumbling heads". The more the city had been rigidly organised, the more the tension of the wait intensified and the more they enjoyed the disorder once everything collapsed. Friendships, family connections, employments, names, frontiers ... suddenly vanished, so giving rise to the most exorbitant euphoria and pulsating orgies of souls and bodies. It seems impossible, nowadays, to think the way they did, unfortunately.

- One rotten apple will spoil the whole barrel -

The social organisations/organisms to which the proverb "The fish smells from the head" refers to, are obviously made out of human beings. Every person in a social organisation/organism has (approximate data): 100.000.000.000.000 cells, 100.000 hairs, 4-5 liters of blood with trillions of blood cells, 206 bones, 100.000.000.000.000 bacterias, 76 organs, 700 muscles, 650 sweat glands, 20 blood vessels, 1000 nerve endings, 20 nails, 100.000.000.000 brain cells. In a social organisation/organism composed of only two persons, there are then approximately 400.100.000.102.682 organisms. With such a numerous "people", why does guilt always lay on the head?

- Don't put the cart before the horse -

If one cuts the head, it dies. Human beings have many openings but only one head! A part of the Third Estate badly stank before the head of the king was cut off. Better one or many heads? Medusa had one head with many snakes and many heads. Head and anus: Monsieur de Saint-Ange, in order to have an orgasm, demanded that his wife put her rear end on his face, and let the delicious winds and fruits of her anus going directly into his mouth (while sucking his penis!). We are talking heads. A bigger head stinks more than a smaller one? While talking to someone we always focus on the head of the interlocutor. We are but heads: the organs for transplantation are extracted from the person, if the electroencephalograph does not record any electrical activity of the brain for two or three minutes. If we fish in our head, what can we fish? Ratzinger was the head of a huge stinking fish. Behind a head, there is always another head.

Riechen, Wittern, Spüren. Anmutungen, Vermutungen

Bernd Bösel

Der Hauch eines Geruchs verbreitet sich. Du bist dir nicht sicher, was es sein könnte, schnüffelst konzentriert. Jetzt ist es wieder weg. Nichts mehr auszumachen. War da überhaupt was?

Auch wenn du nicht sagen kannst, wie und warum, scheint doch etwas nicht zu stimmen. Du witterst, bekommst Wind von ... - was? Verrat? Einer Chance? Dicker Luft? Oder kann man auch Begliches wittern? Zuneigung, Wohlwollen, Liebe?

Irgendeine kleinste Verschiebung, eine minimale Unstimmigkeit lässt dich aufmerken. Da ist etwas, was gespürt werden will. Doch es ist so schwach, dass es kaum auszumachen ist. Es bleibt diffus, bis auf weiteres. Vielleicht war es auch zu fein für dich, hat die untere Grenze deines Gespürs gerade einmal gestreift. Dennoch hat dieses „Beinahe-Nichts“ etwas verändert.

Riechen, Wittern, Spüren - drei miteinander verbundene Modi des Angegangen-, des Affiziertwerdens. Das Riechen ist noch klar einem Organ zuzuordnen; beim Wittern ist das schon schwieriger, weil es sich metaphorisch der Nase entwindet. Zwar wittern Hunde noch mit ihrem Riechorgan, doch auch die Menschen, deren Riechsinn dafür nicht entsprechend ausgeprägt ist, können zuweilen etwas wittern. Eine andere Sinnlichkeit ist hier am Werk. Ein Feinsinn, der offenbar nicht ohne Intelligenz arbeiten kann: Denn „einen Verrat wittern“ bedeutet, kleinste Anzeichen entziffern oder besser noch ein Muster erkennen zu können, das nur über minimalste Markierungen verläuft. So, wie man ein kommendes Wetter lange vor den ersten manifesten Zeichen eben - wittert.

Wittern, spüren. Eine Spur lässt sich offenbar wahrnehmen, bevor sie sicht-, hör-, riech-, schmeck- und fühlbar ist. Manches lässt sich aus der Ferne spüren, obwohl die Fernsinne (Auge und Ohr) nicht direkt beteiligt sind. Auch der Geruchssinn ist es nicht, der im Übrigen die Einteilung in Nah- und Fernsinne gehörig ins Wanken bringt. Und auch der Tastsinn ist auf manifeste Berührung angewiesen, um uns etwas mitzuteilen. Eher schon ist es der gesamte Körper als Wahrnehmungsorgan, der offenbar in der Lage ist, „atmosphärisch“ wahrzunehmen. Ist nicht *spüren* für diese atmosphärischen Sinne das angemessene Wort? Sofern man es von *fühlen* im Sinne von *tasten* und *berühren* (sowie von *betastet* und *befühlt werden*) unterscheidet, benennt das Spüren eben jene ganzkörperlichen Wahrnehmungen, die weder aus

dem Nahraum noch aus dem Fernbereich herrühren. Es handelt sich hier um ein Angerührtwerden in einem und aus einem Raum zwischen dem Nahen und dem Fernen. Aus einem Zwischenraum. Kein Wunder also, dass dieser Spür- oder Ge-spürsinn von den binären Oppositionen des metaphysikgeprägten Denkens überdeckt wurde.

Doch freilich finden sich auch hier traditionsreiche Begriffe. Wie sollte man schließlich die Affizierung des gesamten Körpers durch seinen ihn umhüllenden Zwischenraum (sein *Medium*) nicht als quasi-musikalische *Stimmung* des Körpers auffassen, dessen Resonanzfähigkeit erst Erkenntnisse über seine Umgebung produziert? *Wie man in einen Körper hineinruft, so tönt es aus ihm auch wieder heraus.* Und umgekehrt: So wie der Körper tönt, so muss es auch in seiner Umgebung tönen oder einst einmal getönt haben. Nicht *genau so*, wohlgemerkt, denn jeder Körper ist anders und moduliert somit die Weise, wie er durchtönt und durchdröhnt wird. Aber eben auch nicht *ganz anders*, denn woher sollte der Körper die Schwingungen nehmen, die er ja physikalisch gesehen nicht einfach aus sich selbst heraus, *ex nihilo*, hervorzaubern kann?

Stimmung und Atmosphäre, zwei nahverwandte Begriffe, die vor allem durch die phänomenologischen Wahrnehmungstheorien zu philosophischen Termini aufgestiegen sind. Es handelt sich mittlerweile um feststehende Begriffe, die ziemlich robust geworden sind; entzieht sich das noch Feinere und Fragilere unserer Terminologie? Oder gibt es da doch noch etwas? Wie verhält es sich mit den Begriffen für das Feinste und Diffuseste, was sich wahrnehmen lässt? Wie steht es um das, was beinahe nichts ist - das „Beinahe-Nichts“, wie Vladimir Jankélévitch es nannte?¹

Der Sache nach findet sich ein Wort, das für eine kurze Zeit terminologisch relevant wurde, bevor es in Kriegszeiten, in denen Subtilitäten es schwer haben, wieder vergessen wurde. Es lässt sich von seinem Wortstamm *mut* herleiten. Was wir heute verkürzt *Mut* nennen, ist eigentlich nur eine von unzähligen Modifikationen des Muthaften, sprich des *Ge-müts* (vgl. englisch *mood*). Starkmut, Hochmut, Gleichmut, Unmut, Übermut; hartmütig, weichmütig, zornmütig, alle diese Komposita geben einen ersten Eindruck davon, auf wie viele Weisen das Gemüt sich auszudrücken versteht. In ebenso latent unzählbarer Weise lässt das Gemüt sich auch *beeindrucken*. Der Affekt ist eine Affizierung des Gemüts (so wie die Berührung eine Affizierung des Körpers ist). Was wir Emotionen nennen, sind manifeste, sprachlich kodierte und damit eingerahmte, uns zumeist aufgrund langer Erfahrungsreihen mehr oder weniger gut bekannte Affekte. Außerhalb dieser klar benennbaren Emotionen gibt es aber noch eine Unzahl weiterer Affekte, die unser Gemüt tangieren, auch wenn sie uns nicht so vertraut sind oder uns gar nicht erst bewusst werden. Zwischen den manifesten und bewusst gefühlten Emotionen und den unbewusst bleibenden Affekten gibt es einen Zwischenbereich von

mehr oder minder starken, aber eben diffus bleibenden und eben nicht semantisch kodierten Gemütsregungen.

Beschränken wir uns auf die schwächsten unter ihnen. In ihnen wird das Gemüt gerade noch, kaum merkbar angeregt, affiziert. Statt es durchdringend zu erregen, wird es bloß sanft angestimmt, so als würde man die Saite einer Gitarre leicht berühren: Es klingt, aber kaum hörbar, der Ton nicht klar auszumachen. Dieses sanfte „an“ ergibt das Kompositum *Anmutung*, das heute kaum gebräuchlich ist; wohl aber spricht man noch manchmal davon, etwas mute so oder so an. Man spricht dann freilich so, als gehöre man der Zeit der Empfindsamkeit an. Ein Indiz dafür, dass Begriffe für feinste Empfindungen derzeit wenig Resonanz finden.

Anders in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als die allgemeine Hypernervosität ausreichenden Anlass gab, um nach Kategorien für Feinsinnliches zu suchen. So sprachen etwa die Gestaltpsychologen von „Anmutungserlebnissen“ und „Anmutungsqualitäten“ und sahen insbesondere das Kind darin ausgezeichnet, dass es in Anmutungen fühlt *und* denkt. Albert Wellek bestimmte die Anmutung als Ausdruck „farbig diffusganzheitlicher ‚gefühlartiger‘ Eindrücke oder Erlebnisweisen mit (oft kaum merklichem) Einfluß auf die Gesamt-Gestimmtheit des Erlebens“. ² Dass eine Anmutung *fühlen* und *denken* zusammenfügt, wird klar, wenn man sie als Auslöser einer mehr oder minder bewussten kognitiven Suchbewegung versteht, die sich schließlich zur *Vermutung* verdichtet. Dieser Übergang vom „an“ zum „ver“ offenbart ein Kontinuum zwischen Fühlen und Denken: Denn das altgriechische Wort für Vermutung ist *stochasmos*, aus dem die *stochastike techné* sich ableitet, die Mutmaßungskunst, die zum Denken gehört. Sie ist überall da vonnöten, wo ein ergebnissicheres Verfügen unmöglich ist, weil das, worüber verfügt werden soll, sich immer anders präsentiert – wie etwa der vom Arzt zu behandelnde Körper, oder das durch eine Rede zu überzeugende Publikum. Das Flüchtige der Umstände erzwingt, weil exakte Kausalitäten nicht vorliegen, eine *Vermutung*, die umso begründeter ist, je gründlicher jemand seine *Wahrnehmung*, aber auch die Kunst des *Mutmaßens* geübt hat: So gehen schon bei Platon *aisthesis* und *stochastike* Hand in Hand. ³

Eine verarmte Gegenwart, die für diese einfachen Bezüge nach Worten ringt; der es so schwer fällt, die kleinste Einwirkung zu fühlen *und* zu denken; die nicht so recht aufs Gespür vertrauen will, weil man ihm eine *mangelnde Exaktheit* vorwirft, die der Sache nach ganz woanders hingehört. Die Mikroerregung wird nun immer mehr den Maschinen übertragen, die längst viel feinere Spuren wittern können als wir ästhetische GeneralistInnen. Doch eben dieser *Generalismus* – der Umstand, dass wir mit allen unseren Sinnen ins Diffuse hineingestellt sind und aus dieser chaotischen Mannigfaltigkeit heraus nicht nur eine

Gefahr, sondern irgendein Ereignis, eine *Chance* wittern können - ist das uns distinguierende Vermögen. Ein Beinahe-Nichts, das uns anmutet, hinterlässt in uns manch bleibende Spur, der nachzugehen, von erster zu zweiter zu n-ter Vermutung, den Gang der Dinge verändern kann. Mit vielen Anmutungen ist es nichts weiter; doch einige bringen das bisherige Gefüge ins Wanken, lassen unsere Verhaltenszüge entgleisen. Vielleicht werden sie auch deshalb so scheel betrachtet: Wie sollte auch diese Destabilisierung des Ganzen aus dem Beinahe-Nichts nicht als *unheimlich* bewertet werden?

Und dennoch: Dem Riechen des Faulen, dem Wittern des Gefährlichen, dem Spüren des Erschütternden sollte man nachgehen. Denn eine integralere Erkenntnisweise haben wir nicht. Auf die Diffuswahrnehmung angewiesen, sollten wir diese nicht aufgrund des naturwissenschaftlich und philologisch durchformten Fetischs der Exaktheit kleinreden; wohl uns aber in der Kunst üben, aus diffusen Wahrnehmungen möglichst klare Vermutungen herauszudestillieren. Hier offenbart sich die *Intelligenz* in ihrem Wortsinn: als Fähigkeit, im Zwischenraum etwas herauslesen zu können, zwischen den Sinnen etwas auszumachen, sich nicht auf einen Sinn allein zu verlassen.

Sollte daher nicht jede Philosophie mit einem Wahrnehmungstraining einhergehen und der Einübung des Zum-Ausdruckbringens dessen, was uns jeweils neu und anders anmutet? Wäre die Philosophie nicht, in großer Nähe zur Sprachkunst, eine Disziplin des verlautbarenden Umgangs mit diesen Anmutungserlebnissen? Und ginge es nicht darum, in Treue zu jenen aus dem Beinahe-Nichts kommenden Ereignissen zu leben, die in uns nachhallen, ohne darüber neue Ereignisse zu ignorieren? Ein Philosophieren von unten wäre dies, und zugleich ein Philosophieren von außen; vor allem aber: Ein mediales Philosophieren, das wir im Zeitalter der Massenmedien so dringend nötig haben wie vielleicht nie zuvor.

Nachtrag: Eine der Anmutungen, denen diese phänomenologische Skizze ihrerseits folgt, soll an dieser Stelle benannt werden. Sie assembliert Begriffe, die unterschiedlichen, ja widerstrebenden Kontexten entstammen. Das atmosphärische Erfassen wurde vor allem in der Neuen Phänomenologie (Hermann Schmitz, Ger- not Böhme) erörtert, die wiederum viele ihrer Begriffe aus der Gestaltpsychologie schöpfen konnte. Nun hatte aber gerade die Leipziger Schule der Gestaltpsychologie eine auffallende Nähe zum Nationalsozialismus. Dass ausgerechnet in diesem Milieu (wenn auch schon vor der Machtergreifung der Nazis) der Anmutungsbegriff geprägt wurde, hat vermutlich damit zu tun, dass die Anmutung, wie die Definition Albert Welleks zeigt, als „diffusganzheitlich“ bezeichnet wurde. Das „ganzheitlich“ ist hier

entscheidend: Diffus oder nicht, die Anmutung vermittelt eine Ganzheit. Wo diese nun starr und festgefügt gedacht wird, liegt die Folgerung nahe, dass man sich ihr zu fügen habe. Um eine ganz andere Folgerung zu ziehen, erschien es mir sinnvoll, den thematisch verwandten Begriff des „Beinahe-Nichts“ einzuflechten, der von Vladimir Jankélévitch eingeführt wurde, um jene Minimalereignisse zu benennen, die trotz ihrer Augenblicklichkeit ein gesamtes Gefüge zu verändern imstande sind. Jankélévitch, der für seine unversöhnliche Haltung gegenüber den für ihn *unverzeihlichen* Verbrechen des Nationalsozialismus bekannt wurde, vertritt damit eine bislang wenig beachtete Variante der Ereignisphilosophie. Ihr sieht sich der Anmutungsbegriff, wie dieser Text ihn zu denken versucht, verpflichtet. Und nur durch sie hindurch lässt sich auch an der Grundintuition der Gestaltpsychologie bezüglich der Anmutungserlebnisse festhalten – dass nämlich diese es sind, die dem bewussten Leben und Denken Nahrung geben.

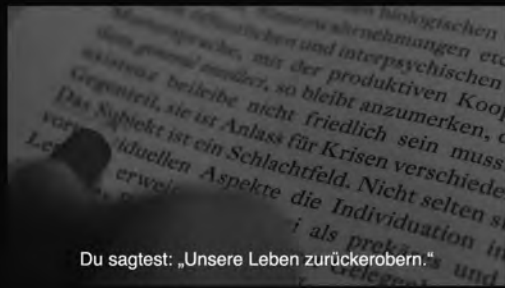
Anmerkungen

- 1 Vladimir Jankélévitch, *Das Verzeihen – Essays zur Moral und Kulturphilosophie*, Frankfurt am Main 2003.
- 2 Historisches Wörterbuch der Philosophie, Artikel „Anmutung“.
- 3 Historisches Wörterbuch der Philosophie, Artikel „Stochastik“.

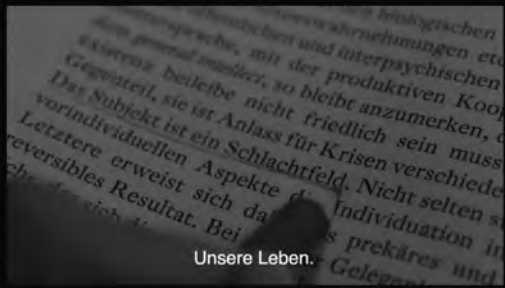


Hier...

ein abwesendes Zentrum, eine Fülle von Uhren,
der Rand meiner Haut.



Du sagtest: „Unsere Leben zurückerobern.“



Unsere Leben.

KAPITAL UND SPRACHE

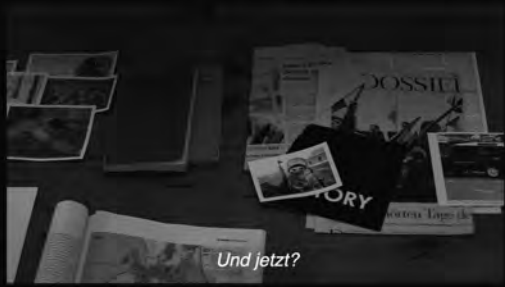
Hörst du die Streicher?



Du sagtest: „Das Gesicht des Anderen, der Klang
einer Stimme,...“



das bewölkte Licht des Morgengrauens.“



Und jetzt?



Wir müssen eine Sprache finden,....



müssen aufstehen und der Welt,
der Realität begegnen,....

KÖRPER UND SCHREIE

müssen uns selbst aufs Spiel setzen -
unverletzt und unverstanden.



Aber dann, wer ist dieses Wir?



Wenn ich überlebe, dann nur, weil mein Leben
nichts ohne das Leben ist,....



das über mich hinausgeht, das Du...



ohne welches ich nicht fähig bin zu sein.



Und jetzt?

Vorige Doppelseite:

Michael Poetschko:

Unser Refrain, Prolog (Komposition aus: Zona)

Punk's not dead! - Über Philosophie

Hans Stauffacher

Natürlich ist Punk tot. „God Save the Queen“ von den Sex Pistols, der Song der mit den Zeilen „God save the Queen / The fascist regime / They made you a moron / Potential H-bomb“ beginnt, wurde bei der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in London gespielt, im Beisein der Queen, als harmloser Soundtrack zu einem globalen Marketingevent. Und das ikonische „God save the Queen“-Cover des Anarchisten und Situationisten Jamie Reid gab es vor einer Weile als T-Shirt bei H&M zu kaufen. Punk ist tot.

Und die Philosophie ist auch tot. „Philosophy is dead.“ Jedenfalls, wenn man dem Astrophysiker Stephen Hawking glaubt, der dies in seinem Buch *The Grand Design* von 2010 autoritativ behauptet und mit dem lapidaren Satz begründet: „Philosophy has not kept up with the developments in science, particularly physics.“¹ Nun ist Hawkings Behauptung natürlich insofern alles andere als originell, als der Tod der Philosophie schon unzählige Male mit ähnlichen Begründungen konstatiert wurde,² aber sie ist dennoch aufschlussreich: Denn wenn wir einfach einmal annehmen, dass es zutrifft, dass die Philosophie mit der Physik nicht Schritt halten konnte, inwiefern kann dann daraus folgen, dass die Philosophie tot sei? Doch nur dann, wenn es in der Philosophie ausschließlich um diejenigen wissenschaftlichen Fragen geht, mit denen sich auch die Physik befasst und von deren Beantwortbarkeit Hawkings Buch handelt. Hawking geht stillschweigend davon aus, dass die Aufgaben und Ziele der Philosophie identisch seien mit denjenigen der Naturwissenschaften. Und aufschlussreicherweise scheinen diejenigen Philosophen, die gegen Hawkings These vom Tod der Philosophie Stellung beziehen, diese Meinung letztlich zu teilen, wenn sie darauf bestehen, dass die Philosophie sehr wohl noch gebraucht werde, gerade für die Physik, als Wissenschaftstheorie.³

Die zentralen Fragen, die Hawking beantworten will sind: „Why is there something rather than nothing?“, „Why do we exist?“ und „Why this particular set of laws and not some other?“⁴ Das sind zweifelsohne auch philosophische Fragen, Grundfragen der Philosophie sogar. Aber fehlt in dieser Liste nicht irgendetwas? Oder, anders gefragt: Ist nicht die Tatsache, dass weder Hawking noch seine philosophischen Kritiker überhaupt auf die Idee kommen, dass die Philosophie sich im Unterschied zur Physik auch noch mit ganz anderen Fragen beschäftigen könnte, ein deutliches Zeichen dafür, dass die Philosophie tatsächlich tot ist, oder zumindest dem Tode nahe?

Punk ist tot und die Philosophie vielleicht auch. Jenseits dieser Parallele aber scheinen sie nicht viel gemein zu haben. Oder vielleicht doch? In seinem Buch *Lipstick Traces*, das aus-

gehend von „Anarchy in the UK“ von den Sex Pistols eine alternative Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts erzählt, schreibt Greil Marcus:

The Sex Pistols made a breach in the pop milieu, in the screen of the perceived cultural assumptions governing what one expected to hear and how one expected to respond. Because received cultural assumptions are hegemonic propositions about the way the world is supposed to work - ideological constructs perceived and experienced as natural facts - the breach in the pop milieu opened into the realm of everyday life: the milieu where, commuting to work, doing one's job in the home or the office or the factory or the mall, going to the movies, buying groceries, buying records, watching television, making love, having conversations, not having conversations, or making lists of what to do next, people actually lived. Judged according to its demands on the world, a Sex Pistols record had to change the way a given person performed his or her commute - which is to say that the record had to connect that act to every other, and then call the enterprise as a whole into question. Thus would the record change the world.⁵

Durch radikale Infragestellung des scheinbar Selbstverständlichen, des allgemein für wahr und richtig Gehaltenen, Lücken zu reißen in die herrschenden Narrative darüber, wie die Welt zu verstehen und wie in ihr zu leben sei, und damit nicht nur für allgemeingültig gehaltene theoretische Annahmen zu erschüttern, sondern auch eine Reflexion über unsere alltägliche Lebenspraxis anzustoßen - wäre das nicht auch Aufgabe einer Philosophie, die nicht bloß potentiell überflüssige und zum Tode verurteilte Hilfsdisziplin der naturwissenschaftlichen Forschung sein will? War das nicht sogar seit jeher eine der Stärken der Philosophie, deren Bedeutung für die abendländische Geistesgeschichte sich nicht auf diejenige der mittlerweile zu Recht (wenn auch nicht vollständig) verabschiedeten Metaphysik und der Wissenschaftstheorie reduzieren lässt?

Sollte die Philosophie um ihrem Tod zu entkommen also Punk werden oder sich daran erinnern, dass sie in gewisser Weise eigentlich immer schon Punk war? Sollte sie auftreten wie Johnny Rotten, der von der Bühne brüllte „Right now ha, ha / I am an antichrist / I am an anarchist / Don't know what I want but I know how to get it / I wanna destroy passers-by / I wanna be anarchy / No dog's body“?

Das mag verlockend klingen angesichts der blutleeren Performances, denen man sich allzu oft bei philosophischen Fachtagungen gegenüber sieht, und die kaum je eine Bresche schlagen werden, die sich ins alltägliche Leben öffnet, wie dies Greil Marcus zufolge zumindest dem Anspruch nach bei einem Sex Pistols Song der Fall war. Aber Punk ist doch mindestens ebenso tot wie die Philosophie. Und das auch nicht erst seit Kurzem. „Yes that's right, punk is dead / It's just another cheap product for the consumers head / Bubblegum rock on plastic transistors / Schoolboy sedition backed by big time promoters“ sang Steve Ignorant von Crass schon 1978, kaum zwei Jahre nach der Veröffentlichung von „Anarchy in the UK“. Die maximale Provokation durch radikalen Nihilismus, für die die Sex Pistols standen, konnte schon allein deshalb nicht auf Dauer angelegt sein, weil

sie der Dialektik jeder konsequenten Auflehnung gegen den Mainstream unterlag: Sobald die Provokation ihr Ziel erreicht hat, in den Mainstream einzudringen, ist sie selbst Teil des Mainstream geworden und muss sich gegen sich selber wenden.⁶ „Movements are systems and systems kill / Movements are expressions of the public will / Punk became a movement because we all felt lost / But the leaders sold out and now we all pay the cost“ sang Steve Ignorant direkt gegen die Sex Pistols gerichtet. Und wie könnte etwas, das im Moment seines Auftretens immer schon zum Tode verurteilt ist, das sich im Moment des Erfolgs sofort selbst vernichten muss, für die Philosophie zu einer Möglichkeit werden sich gegen ihren Tod zu stemmen? Dass die Philosophie tot sei, wird doch gerade damit begründet, dass sie keine Erfolge vorzuweisen habe, wie soll sie da ihre Relevanz durch etwas unter Beweis stellen, das schlechthin nie Erfolg haben kann?

Dass die Philosophie Punk werden oder sich darauf besinnen soll, dass sie seit jeher Punk war, kann natürlich nicht heißen, dass sie sich einfach den nihilistischen Gestus und die Ästhetik des Hässlichen und Kaputten überstülpen soll, mit dem die Sex Pistols aufgetreten sind. Eine Sicherheitsnadel in der Nase würde keinen philosophischen Vortrag provokativer machen. Wenn die Philosophie Punk sein soll, dann kann es dabei nur um eine Haltung gehen, die in einem Phänomen wie dem Punk der späten 70er Jahre aufscheint, aber weit über dieses hinausweist. In einem 2000 unter dem Titel „A Punk Manifesto“ veröffentlichten Essay definiert Greg Graffin, der Sänger von Bad Religion, Punk durch fünf eng miteinander verbundene Bestimmungen:⁷

PUNK IS: the personal expression of uniqueness that comes from the experiences of growing up in touch with our human ability to reason and ask questions. PUNK IS: a movement that serves to refute social attitudes that have been perpetuated through willful ignorance of human nature. PUNK IS: a process of questioning and commitment to understanding that results in self-progress, and through repetition flowers into social evolution. PUNK IS: a belief that this world is what we make of it, truth comes from our understanding of the way things are, not from the blind adherence to prescriptions about the way things should be. PUNK IS: the constant struggle against fear of social repercussions.

Obwohl Graffin diese Definition aus seinen Beobachtungen der Punk-Szene synthetisiert, der er sich seit mehr als zwei Jahrzehnten zugehörig fühlt, weist diese letztlich wenig spezifische Bezüge zu Punkrock und Undergroundästhetik auf. Vielmehr versteht er Punk als Ausdruck einer Haltung, die sich in der gesamten Geschichte der Menschheit beobachten lasse und die letztlich auf der Reflexion darüber beruhe, was es bedeute, Mensch zu sein:

„Thinking and acting in a direction against the current of popular opinion is critical to human advancement, and a potent manifestation of Punk. If an issue or phenomenon is found to be true only because other people say it is so, then it is a Punk's job to look for a better solution [...] The ability to go against the grain was a major part of the greatest advancements in human thinking throughout history. The entire enlightenment period was characterized by ideas that shunned

the dogma of the time, only to reveal truths in nature and human existence that all people can observe, and that are still with us today. [...] The modern-day Punk thought process, driven by this desire to understand, is a carbon-copy of the enlightenment tradition.

Graffins Definition von Punk als der emanzipatorischen Grundhaltung, gegen den Strom zu schwimmen und sich nicht mit einfachen Wahrheiten abspesen zu lassen, scheint sich zumindest auf den ersten Blick viel eher als Vorbild zu eignen für eine Philosophie, die Punk werden oder sich darauf besinnen soll, dass sie eigentlich immer schon Punk war, als der radikal nihilistische Gestus der Sex Pistols. Auch die Aussage, Punk sei immer vom Kampf gegen die Angst vor den sozialen Konsequenzen der Auflehnung gegen die herrschende Meinung bestimmt, lässt sich nicht nur ohne weiteres auf die Geschichte der Philosophie übertragen, sondern ebenso auf den Kampf gegen die Angst davor, im ökonomisierten, von unsicheren Karrierewegen und Drittmittelabhängigkeit geprägten akademischen Philosophiebetrieb von heute zu sehr aus der Reihe zu tanzen. Und wenn Graffin schließlich schreibt, „Philosophers distinguish between capital ,T' truth and truth with a small ,t'. Punks deny the former“, scheint sich sein „Punk Manifesto“ tatsächlich als Manifest für eine Philosophie anzubieten, die sich nicht auf Wissenschaftstheorie beschränken lassen will.

Während Graffin aber capital ,T' truth zurückweist, weil diese auf der Annahme beruhe, „that there is an order prescribed by some transcendental being“, definiert er „small ,t' truth“ im Gegenzug keineswegs als Pluralität von relativen Wahrheiten, sondern betont: „It is also known as objective truth, from within ourselves, revealed here on this earth.“ Für Graffin, der neben seiner Punkrock-Karriere an der Cornell University in Evolutionsbiologie promoviert hat und mittlerweile an der UCLA lehrt, fungiert Punk als Motor einer ungebrochenen Fortschrittsgeschichte sozialer Evolution, indem er nicht nur überkommene Dogmen zerschlägt, sondern durch sein gegen den Strom Schwimmen eine objektive Wahrheit zu Tage fördert: „Punk's dependence on objective truth comes from the shared experience of going against the grain. Anyone who has stood out in a crowd feels the truth of the experience.“ Und letztlich, so Graffins Prognose, werde sich die Weltsicht des Punk als einzig richtige durchsetzen: „The ‚Strenght-In-Understanding‘ and ‚Knowledge-Is-Power‘ ethics that Punks maintain will become the norm.“ Punk ist für Graffin nicht tot, er ist unsterblich. Dass ihm aber der Ausweg aus der Dialektik der konsequenten Auflehnung gegen den Mainstream zu gelingen scheint, die dem Punk der Sex Pistols den frühen Tod bringen musste, ist nur aufgrund eines Denkfehlers möglich: Denn müsste Punk als „process of questioning“ nicht auch die als objektive Wahrheit verkündete Theorie einer sozialen Evolution durch Punk hinterfragen? Wie, wenn nicht durch den Bezug auf eine capital ,T' truth, kann man behaupten, dass die Menschheitsgeschichte unbestreitbar eine

Fortschrittsgeschichte sei? Müsste sich nicht spätestens dann, wenn Punk zur Norm geworden ist, Widerstand gegen diese Norm regen? Wie soll Punk noch Punk sein, wenn Punk die Norm wird? Graffins Theorie des menschlichen Fortschritts ist aus der Evolutionsbiologie entlehnt und die Punks übernehmen in ihr gewissermaßen die Stelle der spontanen Mutationen, die genetische Evolution ermöglichen. Aber eine nicht durch eine capital ,T' truth gesteuerte Evolution kann grundsätzlich nie in einen endgültigen Zustand der Perfektion münden.

Graffins Definition von Punk beruht auf einer Haltung des radikalen und furchtlosen Hinterfragens, macht dabei vor dem radikalen und furchtlosen Hinterfragen der eigenen Position aber halt. Eine Philosophie, die Punk werden oder sich dran erinnern will, Punk zu sein, darf sich dieses Zurückschrecken vor den Konsequenzen der eigenen Haltung nicht leisten. Sie wird deshalb zur Erfolglosigkeit in dem Sinne verdammt bleiben, dass sie nie eine allgemeingültige capital ,T' truth als Resultat ihrer Bemühungen wird vorweisen können, sondern, wenn überhaupt, immer nur zu relativ gültigen small ,t' truths gelangen kann, und auch diese gleich wieder anzweifeln muss. Eine Philosophie, die Punk sein will, wird sich nie auf ihren Lorbeeren ausruhen, sich auf keine ungebrochene Tradition berufen, sich nicht auf die Wiederholung von Momenten ihrer Geschichte zurückziehen können, die zu einem bestimmten Zeitpunkt Punk waren. Heute mit dem Gestus der Sex Pistols aufzutreten, würde nichts und niemanden mehr erschüttern. Als Gilles Deleuze 1973 schrieb, dass er die Philosophiegeschichte als Arschfick verstehe, bei dem es darum gehe, einem Autor von hinten ein monströses Kind zu machen, war das Punk. Wenn ich heute darauf verweise, ist es bloßes Zitat.

Wenn die Philosophie Punk sein will, wird sie sich immer und immer wieder neu erfinden müssen. Sie wird in Kauf nehmen müssen, dass sie immer und immer wieder für tot erklärt wird, ja sie wird sich immer und immer wieder selbst für tot erklären müssen. Dann - und vielleicht nur dann -, wenn sie das radikale Infragestellen auf diese Weise zu ihrer Haltung macht, wird die Philosophie aber - so wie The Exploited 1981 allen Thesen vom Tod des Punk entgegenbrüllten „Punk's not dead, I know it“ - rufen können: Philosophy is not dead! Oder, noch besser: Philosophy is dead. Long live philosophy.

Anmerkungen

- 1 Stephen Hawking/Leonard Mlodinow, *The Grand Design*, London 2010, 5.
- 2 Vgl. dazu Isabelle Thomas-Fogiel, *The Death of Philosophy. Reference and Self-Reference in Contemporary Thought*, New York 2011.
- 3 Vgl. z.B. Christopher Norris, „Hawking contra Philosophy“, in: *Philosophy Now*, 82(2012), 21-24.
- 4 Hawking/Mlodinow, *The Grand Design*, 10.
- 5 Greil Marcus, *Lipstick Traces. A Secret History of the Twentieth Century*, Twentieth-Anniversary Edition with a Foreword by Nicky Wire, London 2011, 3.
- 6 Vgl. dazu Adam Arola, „The Tyranny of Authenticity. Rebellion and the Question of Right Life“, in: *The Journal of Speculative Philosophy. New Series*, 21.4(2007), 291-306, und Stacy Thompson, Punk Productions. Unfinished Business, Albany, NY, 2004.
- 7 Greg Graffin, „A Punk Manifesto“, in: *Bad Times. The Official Occasional Newsletter of Bad Religion*, 10(2000), online unter: <http://www.thebrpage.net/media/item.asp?itemID=54>.
- 8 Gilles Deleuze, „Brief an Michel Cressole“, in: *Kleine Schriften*, Berlin 1980, 12.

Monstrosität, Zusammenbruch

Apropos „Johann Holtrop“ von Rainald Goetz

Sandra Lehmann

1. ... und will euren süßen Geruch nicht riechen

Die Welt, in der wir leben, gründet auf Unersättlichkeit und Betrug.

In den Einkaufsstraßen und Einkaufspalästen schreit alles, was du siehst, danach, besessen zu werden. Es schreit, und die Menschen lassen sich erfassen vom Strom der Prostitution der tausend Dinge. Sie wollen alles haben, und sie wollen sich in den Dingen ausdehnen, in jeder Faser ihrer Existenz. Der Genuss besteht aus Ich in der Potenz der Dinge. Sehen, hören, riechen, schmecken, anfassen, dazu sich selbst gefallen im Blick der anderen, die immer präsent sind und sein müssen. Keine affektive Facette bleibt unberührt. Expansion, Steigerung gehen bis zum Platzen.

Nichts ist etwas wert, keines all dieser Dinge. Schau sie dir an. Sie sind Müll in unterschiedlichen Formen, aus Kunststoff, zum Ekel dran haben. Die Kunststoffe sind die Bastarde unter den Elementen. Es gibt nichts, was nicht natürlich wäre, aber unter dem Natürlichen gibt es die Perversion des Natürlichen, die Unnatur. In den billig produzierenden Fabriken stehen oder sitzen die Arbeiterinnen und Arbeiter, und die bösen Dämpfe der Kunststoffe, mit denen sie hantieren, fressen sich durch ihre Haut in das Zellmaterial des gesamten Körpers und deformieren es. Die Zellen beginnen, falsch zu wachsen, an den Händen, im Gesicht, in den Lungen, in den Gedärmen, in den Knochen. Die von den Kunststoffdämpfen vergifteten Körper werden übernommen von den Geschwüren, die sich aus ihnen hervorbilden, schleichend erst, aber immer letal. So herrscht das Monströse in der Materie. Es entsteht monströs und es endet monströs. Monströse Berge von Unrat wachsen aus den globalen Städten und beschließen die Kette von Produktion, Transaktion und Konsumption. Das Geschwür ist die Mitte der Welt, aus der die Welt sich selbst umkehrt, wuchert, sich zuwächst und erstickt.

Der Agent des Monströsen bin Ich. Das ist klar. Unter den Agenten gibt es die Funktionäre. Die Funktionäre erschließen monströse Märkte. Johann Holtrop ist ein Funktionär ersten Ranges, ein Macher, ein Blender, CEO des global wirtschaftenden Asperg-Medienkonzerns. Rainald Goetz zeigt Holtrop und den Handlungskreis, der seine Welt bildet, grotesk versetzt; so wird das Bild scharf. Schon riecht man die Kunststoffluft, die in den

Büros, Konferenzräumen und großen Hotellobbys gleichermaßen herrscht.

Johann Holtrop ist unfähig, sich selbst zu sehen. Er denkt in die Welt hinein, aber ihm fehlt der Innenblick, daher auch die Innenwelt. Er ist das Ich als Funktionär, das heißt als reine Funktion. In gewissem Sinne erfüllt sich mit ihm der Traum, den der Modernismus des 20. Jahrhunderts, weltanschaulich weit gestreut, vom Menschen träumte: Du bist Bewegung, Aktion, sonst nichts, jedoch wie alle anderen. Die postmoderne ironische Brechung, an der das aktionistisch strudelnde Ich sich schwach festhielt, ist überwunden zugunsten eines neuen, hypermodernen Impetus.

2. ... und müsste ich gehen in dunkler Schlucht

Schema: Das funktionale Ich ist ein System, in dem das Ich sich in den Beziehungen zu dem bildet, was es nicht mit sich identifiziert, was aber seinen Umkreis bildet und es in den Beziehungen durchdringt. Die Beziehungen haben vier Richtungen. Ihr Ergebnis ist der Gesamtkomplex des Ich.

a. Wie das Ich sich selbst vor der Welt darstellt, um auf sie zu wirken:

Holtrops Darstellungsform ist der gnadenlose Optimismus, der sein Auftreten durchstrahlt, in dieser beschleunigten Helligkeit das Versprechen „Alles ist möglich“; und zugleich bereit, alles auszuschalten, was sich der vorgegebenen Tendenz entgegenstellt, das heißt, alle Bremser, Deppen und Loser müssen ausgemerzt werden.

b. Wie das Ich durch eine Reflexion des Außen auf sich zurückkommt:

Verachtung, ausnahmslos und unabhängig von jeder Hierarchie. Das funktionale Ich ist nur, indem es verachtet, bei sich selbst. Die Verachtung bildet den intimen Bereich, der ihm geblieben ist, in Form eines untergründig durchlaufenden Monologs: Ihr seid alles Ratten, Loser, Deppen. Diesen Monolog teilt Holtrop mit dem Gros seiner Kollegen. Er belegt, wie gewöhnlich Holtrop ist, ein Prototyp, ausgezeichnet nur durch besonderes Charisma, eine außerordentliche Fähigkeit zu blenden.

c. Wie das Ich sich selbst in Richtung auf die Welt motiviert:

Was treibt Holtrop an? Dies bleibt unklar, denn Holtrop hat kein Motiv im Sinne eines objektiven Zustands, den er anstrebte. Worum es geht, ist die Aktion um der Aktion willen. Der Impuls ist infantil, aber weil er in einem Erwachsenen steckt, ist er auch hysterisch und konfus. Holtrop genießt seine Bedeutung, ebenso den Erfolg seiner Geldgeschäfte, und er tut das wie ein dickes Kind, das behaglich in die Sonne blinzelt. Schon

aber ist er wieder der drahtige Hektiker, der sich, von vagen, aber mächtigen Ideen und chemischen Stimulantien euphorisiert, ins Tun stürzt. Die Unersättlichkeit, die sich bei den meisten Menschen als Gier darstellt, hat sich hier raffiniert zum Willen zur potenziell unendlich steigerungsfähigen Summierung von Aktion.

d. Wie das Ich sich selbst in seinem Verhältnis zur Welt sieht: Die Distanz, die dieser welthaltige Blick auf sich selbst voraussetzt, ist in der Macherwelt mit Leere gefüllt, nicht nur in Holtrops Fall. Wie Kate Asperg, die machtambitionierte Ehefrau von Unternehmenschef Asperg verstanden hat, ist die Leere eine Bedingung für den Erfolg, denn dank ihrer gibt es keine Hindernisse. Sich selbst in der Welt zu sehen, lässt immer einen Umweg entstehen, der von der geraden Linie abführt, die die Verwirklichung der eigenen Zielsetzungen fordert. Fraglosigkeit muss gewährleistet sein. Und so kultiviert Kate Asperg konsequent die Fraglosigkeit und ist entsprechend „böse und freiwillig dumm“. Anders als bei Kate Asperg kennt Holtrops Zielstrebigkeit nicht einmal Strategie und Kalkül. Ihr Gesetz ist die reine Bewegung nach Außen. „Wie kann ein Mensch so DUMM sein?“, denkt die Journalistin Zegna, die Holtrop einen Tag lang begleiten darf, um ihn für eine Zeitung zu portraituren, „ein offensichtlich kluger Mensch, so eindeutig und überdeutlich dumm?“ Die Dummheit entlarvt die Effizienz, die sie andererseits ermöglicht. In Gestalt der Dummheit schlägt die Leere auf das Ich zurück, das von ihren Gnaden agiert.

Dies ist aber keine Geschichte, sondern es ist wahr. Schau auf, schau dich um oder erinnere dich: Die Leere, die Dummheit wirken tatsächlich. Die Vertreter der Dummheit gestalten Tag für Tag dein Leben im Sinne der Dummheit, die sie ermächtigt hat. Reale Dummheit. Auch philosophische Vorträge laufen dann so ab wie diese Power-Point-Präsentation in Holtrops Konzern: „In ein schülerhaft ordentliches Schema wird die Pseudopräzision einer möglichst angeberhaft abstrakten Begrifflichkeit hineingefüllt.“

Dem blinden Wuchern der Dinge im monströsen Element entspricht der Zusammenbruch der leeren Menschen, die sie verwalten. Ohne eigentliche Dramatik, mit einer Indifferenz, die allem geballten Aktionismus Hohn spricht, geht es nach unten. Es geschieht einfach. Johann Holtrops Untergang beginnt, als er zum ersten Mal die Position verliert. Der Verlust der Möglichkeit, nach außen zu wirken, lässt Holtrop als Nichts zurück. Die Triebe und Instinkte können nicht mehr greifen. Was bleibt, ist etwas, was an eine leerlaufende Maschine erinnert, auch an ein Insekt, das die Durchsichtigkeit des Fensterglases immer wieder für eine Öffnung in den Raum hält. Alle immerzu aufrechterhaltene Erregung gerät in Schleifen, schraubt sich in eine unerträgliche Weglosigkeit. Die psychische Eskalation mündet in die Nervenheilanstalt, in der man die Hülle des Johann Holtrop nach

und nach wiederzusammensetzt, ohne ihr einen Inhalt zu geben. Dennoch, sie funktioniert, der neue Job kommt, Johann Holtrop, wenn auch beschädigt und vollends schräg in allen Bewegungen, agiert. Aufgebraucht ist der Effekt, aus dem Holtrop besteht, erst, als er zum zweiten Mal geschasst wird, zum zweiten Mal die Welt verliert, ohne mögliche Rückkehr, denn die Welt selbst ist in der Krise. Auch ihre Effekte, denen sie die ökonomische Blasengestalt verdankt, haben sich, zumindest temporär, aufgebraucht. Allenfalls wird sie auf neue Macher setzen, nicht auf alte Verlierer. Denn Holtrop am Ende ist ein Verlierer. Ja, er verliert, denn er ist zu wenig, um zu scheitern. Zuletzt steigt er über den Zaun des riesigen Anwesens, in dem er eigentlich nie wohnte, und legt sich auf die Gleise des Vorortszugs, der dann auch kommt und ihn überrollt. In der Entscheidung, sich das Leben zu nehmen, ist Holtrop zum einzigen Mal funktionslos und real. Wahrscheinlich werden auch die Dinge erst wieder zu Dingen werden, wenn die Produktion von der Erde verschwunden ist.

Impressum

Sublin/mes. Philosophieren von unten. A queer reviewed Journal. Heft#2, Wien 2013.

Medieninhaberin und Herausgeberin:

Aktionskollektiv Philosophieren von unten = AKPhu.

Kontakt: [sublines\[at\]rocketmail.com](mailto:sublines[at]rocketmail.com);

<http://sublinesblog.wordpress.com/>.

Erscheinungsort: Wien.

Mitarbeiter_innen der vorliegenden Ausgabe:

Bernadette Anzengruber, Simone Borghi, Bernd Bösel, Jan Bruckschwaiger, Esther Hutfless, Peter Kaiser, Alexandra König, Sandra Lehmann, Markus Mittmansgruber, Mikki Muhr, Michael Poetschko, Elisabeth Schäfer, Hans Stauffacher, Tanja Traxler, Thomas Wäckerle, Dominik Zechner.

Coverbild: <http://de.wikipedia.org/wiki/Tiefsee-Anglerfische>; Silhouette of female Atlantic footballfish (*Himantolophus groenlandicus*, family Himantolophidae) showing skeletal and esca structure. From Lutken, „Vidensk. Selsk. Skr. Naturvid. og Math. Afh.“, IV (as *Corynolophus reinhardtii*). In: Plate CXX of *Ocean Ichthyology: A Treatise on the Deep-sea and Pelagic Fishes of the World*, by George Brown Goode and Tarleton H. Bean. Smithsonian Institution; United States National Museum; Special Bulletin. Washington: Government Printing Office, 1895.

Centerfold: Mikki Muhr.

Layout und Logo: Esther Hutfless.

Lektorat: Bernd Bösel, Peter Kaiser, Markus Mittmansgruber, Elisabeth Schäfer, Tanja Traxler, Thomas Wäckerle.

Wir danken der Studienvertretung Doktorat Gewi/Hus an der Universität Wien für die finanzielle Unterstützung.

Sublines

<http://sublinesblog.wordpress.com/>